Europäische Bibliothek

der

neuen belletristischen Literatur

Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Hollands und Skandinaviens.

Der ganzen Sammlung 1115. Band.

XII. Serie. 15.

Say and Seal. Von Elisabeth Wetherell und Amy Lothrop.

Dritter Band.

Wurzen,

Verlags-Comptoir.

1860.

Say and Seal

oder

Der Schulmeister von Pattaquasset.

Von

Elisabeth Wetherell,

Verf. von: „Die weite, weite Welt“, „Die Berge des Shatemuc“ u. s. w.

und

Amy Lothrop,

Verf. von: „Dollars und Cents“.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Dritter Band.

Wurzen,

Verlags-Comptoir.

1860.

Say and Seal

oder

Der Schulmeister von Pattaquasset.

Dritter Band.

Erstes Kapitel.

Das Diner in der ersten Etage war ein sehr stilles und ununterbrochenes, das im Parterre dagegen sollte kein solches sein.

Die erste Unterbrechung geschah durch den Eintritt Cindy's mit einem Blumenstrauße, den der Doctor für Miß Derrick mit Erkundigung nach deren Befinden übersendet hatte. Faith empfing die Blumen mit zweifelhafter Miene und steckte sie in eine Vase, in welcher sie sich prachtvoll ausnahmen. Auf Mistreß Derrick aber schienen sie gleichwohl keinen sonderlichen Eindruck machen zu können.

„Er braucht nicht zu glauben, daß er mich auf diese Weise wieder herumkriegen könne," sagte sie; „Kind, nicht für zwanzig Königreiche ließe ich Dich wieder mit ihm fahren."

„Wenigstens nicht mit diesen Pferden, Mutter.“

„Auch mit andern nicht. Ich werde Dich überhaupt mit Niemandem wieder fortlassen, wenn ich nicht selbst dabei bin.“

„Was geht denn hier vor?“ rief eine mürrische Stimme, welche sie sofort erkannten, ehe noch Mr. Simlins in das Speisezimmer hereintrat. „Ihre Köchin hieß mich in dem andern Zimmer bleiben, aber ich bin einmal ein Mann, der keine großen Umstände macht, und komme, um Sie zu sehen, aber nicht Ihre Thüren und Fenster oder die hübschen Tapeten an Ihren Wänden. Was sind denn das eigentlich für Geschichten, die hier vorgehen, Mistreß Derrick? Es muß ja jetzt ein wahrer Dämon der Unruhe in Ihr Haus gefahren sein!“

„Ja, es ist beinahe so,“ sagte Mistreß Derrick; „auch fühle ich mich heute wirklich ganz entmuthigt. Mit einem Strohhalme könnte man mich zu Boden schlagen. Nehmen Sie Platz, Mr. Simlins — speisen Sie mit uns.“

„Ich danke — ich bin schon dabei gewesen. Ich komme blos, um zu sehen, ob es noch Jemanden mit gesunden Gliedmaßen in Ihrem Hause giebt.“

Faith lächelte und mußte dann auf ferneres Befragen die Geschichte ihres gestrigen Unfalls erzählen.

Mr. Simlins schüttelte den Kopf und sprach

seine Verwunderung aus, wie es überhaupt käme, daß Faith mit Doctor Harrison herumkutschire.

Dieser Ausdruck versetzte Mistreß Derrick in gerechte Entrüstung.

„Von Herumkutschiren kann keine Rede sein," rief sie. „Sie hatte dort Etwas zu besorgen und es war Niemand weiter zur Hand, der sie hätte hinbringen können."

„Was nennen Sie denn zur Hand?" brummte Mr. Simlins. „Ich habe zwei Hände und mehr als zwei Pferde — die übrigens auch nicht durchgehen. Das machen blos meine Kühe. Wo ist denn Mr. Linden?"

„Der ist oben," sagte Mistreß Derrick. „Er ist noch nicht wieder heruntergekommen. Faith, meinst Du nicht, daß er heute etwas kräftiger aussieht?"

„Also," hob Mr. Simlins in vorwurfsvollem Tone wieder an, „also während er da oben liegt und sich nicht rühren kann, fahren Sie mit dem Andern über Land?"

Faith schlug über diese Bemerkung ein so heiteres, musikalisches Gelächter auf, daß auch Mr. Simlins' Gesicht sich auf der Stelle veränderte und freundlich ward.

„Wann wird denn Mr. Linden wieder herunter=

kommen, so daß man ihn sehen und sprechen kann?" fragte er.

„Der Doctor sagt, er müsse jetzt das Zimmer noch lange Zeit hüten," entgegnete Mistreß Derrick. „Wann werden Sie denn den Mann ausfindig machen, der ihn geschossen hat? — das möchte ich wissen.

„Sobald ich die ausführliche Aussage des einzigen Zeugen angehört habe," antwortete Mr. Simlins; „da aber dieser Zeuge keine Lust zu haben scheint, sich richtig auszusprechen, so wird es wohl noch eine Weile dauern. Nach und nach wird die Sache jedoch schon an den Tag kommen. Ich sollte meinen, der Kerl müßte vor allen Dingen Spuren hinterlassen haben, aber ich habe Nichts davon gehört, daß Jemand aus unsrer Stadt vermißt würde — ausgenommen —"

Mr. Simlins zuckte plötzlich zusammen, schwieg und betrachtete Faith mit ganz absonderlicher Miene.

„Haben Sie schon meine Blumen angesehen, Mr. Simlins?" sagte Faith ruhig, obschon sie es vermied, seinem Auge zu begegnen.

„Ich habe Blumensträuße genug gesehen," brummte Mr. Simlins in gleichgültigem Tone. „Dieser da ist doch auch weiter Nichts als ein solcher. Glauben Sie, daß ich, ohne Mr. Linden allzusehr

zu belästigen, auf zwei Minuten zu ihm hinaufgehen könnte?"

Mr. Simlins ging hinauf und verließ bald darauf das Haus.

Wenn aber Faith sich auf eine lange Unterrichtsstunde während dieses Nachmittags gefreut und dadurch das am Morgen Versäumte nachzuholen gedacht hatte — wiewohl der Morgen fast noch besser gewesen war als Unterricht — so sollte sie in ihrer Erwartung getäuscht werden.

Kaum war nämlich das Diner vorüber, als Miß Harrison eintrat, um ihr Bedauern und ihre Theilnahme wegen des gestrigen Unfalls auszusprechen.

„Faith sieht aber ganz gut aus, Mistreß Derrick," sagte sie.

„Ach, anders als gut kann sie ja gar nicht aussehen," entgegnete die zärtliche Mutter mit einem liebenden Blicke auf ihr Kind.

„Nun," entgegnete Miß Harrison, „sie könnte aber blaß aussehen, und selbst dies ist nicht der Fall, wenigstens in nicht auffälligem Grade. Meine gute Mistreß Derrick, Sie haben doch Julius verziehen?"

„Ach, ich könnte der ganzen Welt verzeihen, da das Unheil noch so glücklich vorübergegangen ist,"

antwortete Mistreß Derrick mit ihrer gewohnten Sanftmuth. „Aber fahren darf sie nicht wieder mit ihm, Miß Sophy — wenn Sie unter Verzeihung Das meinen."

„Warum denn aber nicht?" fragte Miß Harrison.

„Warum nicht?" entgegnete Mistreß Derrick. „Weil Faith daran gewöhnt ist, in Acht genommen zu werden, Miß Sophy, und ich bin daran gewöhnt, dies zu thun."

„Meine liebe Mistreß Derrick," rief Miß Harrison wie außer Athem, „Sie glauben doch nicht etwa wirklich, Faith sei nicht in Acht genommen worden? Julius kennt seine Pferde und versteht sich auf's Fahren wie selten Einer. Er sagt auch, er würde die Pferde ganz gewiß zum Stehen gebracht haben, wenn jener kleine Bube ihnen nicht seinen Hut vor den Augen geschwenkt hätte. Das hätten andere Pferde auch nicht vertragen. Selbst der beste Rossebändiger kann seiner Thiere nicht allemal vollkommen sicher sein, Mistreß Derrick."

„Ich will nicht sagen, daß er es mit Fleiß gethan habe," entgegnete Mistreß Derrick ruhig, „aber ich behaupte nur, er versteht nicht, wie Faith in Acht genommen werden muß. Sie brauchen mich nicht so anzusehen, Miß Sophy, ich sage ja kein Wort gegen Ihren Bruder. Faith ist aber für ihn

blos ein Theil der Welt, während sie für mich die ganze Welt ist. Er hätte sollen Pferde nehmen, deren er sicher gewesen wäre."

„Ich weiß nicht," sagte Miß Harrison in sanftem Tone, und indem sie Faith ansah, „ich weiß nicht genau, was für ein Theil der Welt sie für ihn ist, aber ich glaube und bin sogar überzeugt, er würde lieber sich selbst zu Schaden gebracht haben als sie. Kann ein Mann wohl mehr thun, Mistreß Derrick?" setzte sie lächelnd hinzu. „Ich weiß, Sie sind Faith's Mutter, und obschon ich nicht ihre Mutter bin, so denke ich doch gerade so von ihr wie Sie."

„Nein," entgegnete Mistreß Derrick entschieden, obschon in freundlichem Tone, „das, was mein Mutterherz empfindet, können Sie unmöglich fühlen. Wie lange hat denn Doctor Harrison diese Pferde schon?"

„Nicht sehr lange," sagte Miß Harrison. „Er ist ja selbst erst seit kurzer Zeit wieder bei uns. Er ist sonst ein sehr guter Kenner von Pferden," sagte sie, und es war ihr vielleicht nicht unlieb, daß in diesem Augenblicke das Gespräch unterbrochen ward.

„Meine liebe Mistreß Derrick," sagte Mr. Somers, der Pfarrer, indem er eintrat, „ich komme, um Ihnen meinen Glückwunsch darzubringen. Miß Harrison ist mir, wie ich sehe, in dieser angenehmen

Aufgabe zuvorgekommen. Miß Faith, ich freue mich, Sie nach Ihrem Unfalle so munter und wohl anzutreffen. Meine Frau wird ebenfalls sogleich erscheinen — sie ward unterwegs aufgehalten. Sie haben stets Allerlei zu besorgen."

Die Gattin des Pfarrers hatte sich der Dinge, die sie zu besorgen gehabt, schnell zu entledigen gewußt, denn sie trat ein, fast ehe noch Mr. Somers Platz genommen hatte. Sie schritt sofort auf Faith zu, küßte sie mit einem gewissen Grade von freudiger Energie, maß sie mit scharfem Blicke vom Kopfe bis zum Fuße und wendete sich dann zu Mistreß Derrick, indem sie sagte:

„Sie haben doch keinerlei Schaden genommen? Sophy, was für Entschuldigungen hast Du in Deinem Beutel mitgebracht? Er scheint voll zu sein."

„Ich wünschte, Du nähmest Dich meines armen Bruders ein wenig an, Tante; ich sehe wohl, daß Mistreß Derrick ihm blos halb verziehen hat."

„Hat sie sich wirklich so weit zu überwinden vermocht?" fragte Mistreß Somers.

„Ich weiß es nicht. Faith, sprich Du doch ein Wort — Du weißt ja am besten, wie Alles zusammenhängt, und auf Dich wird Deine Mutter hören."

Faith war aber beschäftigt, Mistreß Somers mit einem Stuhle zu versorgen, und sah allerdings

aus, als ob sie auf der ganzen weiten Welt Niemandem Etwas zu verzeihen hätte.

„Was für ein Wort soll ich denn sprechen, Sophy?“ sagte sie.

„Nun, daß Julius nicht dafür gekonnt hat.“

„Wenn ich nicht irre, so ist es noch eine streitige Frage, ob der Mensch das Recht hat, sich selbst den Hals zu brechen,“ sagte Mistreß Somers. „Ich für meine Person glaube nicht, daß er es hat, aber andere Leute sind hierüber anderer Ansicht — jedenfalls aber steht so viel fest, daß kein Mensch das Recht hat, einem Andern den Hals zu brechen.“

„Aber, liebes Kind,“ sagte der Pfarrer, „es kann ja recht wohl Jemand eine Spazierfahrt machen, ohne die Absicht zu haben, sich oder einem Andern den Hals zu brechen, obschon dies Unglück dennoch geschehen kann, ohne daß ihm deßhalb ein Vorwurf zu machen ist.“

„Na,“ sagte die Pfarrerin, „Pattaquasset wird noch zu einem förmlichen Romane. Vergangene Woche hat es einen Helden bekommen, diese Woche eine Heldin — was werden wir noch Alles erleben! Wer hob Sie denn auf, Faith, als Sie aus dem Wagen geschleudert wurden?“

„Das weiß ich selbst nicht. Sam Stoutenburgh ging gerade an dem Platze vorüber und Doctor Har=

rison rief ihn. Wer mich aber aufhob, das weiß ich nicht."

„Sam Stoutenburgh!" rief Mistreß Somers; „na, der ist allerdings groß und stark genug dazu. Er wird Julius segnen, so lange er lebt, daß diese ihm eine solche Gelegenheit verschafft hat. Wissen Sie, daß dieser Knabe förmlich vernarrt in Sie ist, Faith? Ich gedenke mit Mr. Linden, sobald ich ihn sehe, ein ernstes Wort darüber zu sprechen."

Faith erröthete. Sie selbst hatte Sam's Namen mit der größten Unbefangenheit genannt, aber jetzt, nach Dem, was Mistreß Somers gesagt, war es damit zu Ende.

„Ich weiß nicht, was das nützen sollte, Mistreß Somers," sagte sie.

„Ich auch nicht, aber ich werde es versuchen," sagte die Pfarrerin sie anlächelnd. „Es ist übrigens sehr schön von Mr. Linden, daß er seine Schüler Alle in die Kirche führt und ihnen ihre Plätze anweis't, ehe noch der Gottesdienst beginnt. Früher hat dies kein Lehrer gethan, ja vielleicht gar nicht einmal versucht. Ich war neugierig, zu sehen, wie es am vergangenen Sonntage sein würde, weil er da nicht zugegen war, aber die Knaben finden sich eben so pünctlich ein wie je. Es gefällt mir dies ausnehmend, denn es ist ein häßlicher Anblick, wenn

eine ganze Menge Männer und Knaben vor der Thür stehen, während sie doch drinnen sein sollten. Was fürchten Sie denn, Faith, das er Sam sagen werde?"

Faith hatte die Augen auf den Boden geheftet, richtete sie aber bei dieser Frage sofort empor und ihr Lächeln war eben so freimüthig als ihr Erröthen gewesen war. „Ich fürchte nicht, daß er irgend Etwas sagen wird, Mistreß Somers."

„Ich wüßte auch nicht, warum er das sollte," bemerkte der Pfarrer. „Wir machen ja Alle Gebrauch von unsern Augen — wie sollte man einen Knaben deßwegen tadeln!"

„Ja, ja," sagte seine Gattin, „das sind so Deine Ansichten. Soll ich etwa die Geschichte von dem grünen Schleier erzählen, dem Du als Student fortwährend nachliefst?"

Ehe noch der Pfarrer hierauf Etwas entgegnen konnte, erhob sich Miß Harrison und sagte:

„Nun, Mistreß Derrick, was soll ich Julius sagen?"

„Was Sie ihm sagen sollen?" entgegnete Mistreß Derrick. „Das, was ich ihm sagen lasse, würde ihn doch kaum interessiren, Miß Sophy."

„Na, ich sehe schon, er wird selbst kommen und mit Ihnen sprechen müssen," sagte Miß Harrison.

„Ich bitte Dich, Faith, ihm mit Deiner Fürsprache beizustehen.“

Faith begleitete sie bis an das Pförtchen und brachte, als sie wieder zurückkehrte, abermals einen Besuch mit — die Frau des Farmers Davids.

„Mein Mann schickt mich her, um zu fragen, wie es mit Mr. Linden geht,“ sagte sie. „Er wäre gern selbst gekommen, aber er mußte auf's Feld und deßhalb schickt er mich. Wie geht es denn mit Mr. Linden?“

„Ich hoffe, daß es sich immer mehr mit ihm bessert,“ entgegnete Mistreß Derrick, indem sie ihrer neuen Besucherin freundlich einen Stuhl brachte. „Wie befinden Sie sich Alle zu Hause?“

„O, ich danke — so ganz leidlich,“ antwortete Mistreß Davids. „Also völlig wiederhergestellt ist Mr. Linden noch nicht?“

„Nein, so schnell geht es nicht,“ sagte Mistreß Derrick. „Ich weiß nicht genau, wenn der Doctor ihm erlauben wird, seine Schule wieder zu besorgen. Sie wünschen wohl wegen Phil, daß diese Unterbrechung nicht mehr lange dauern möge?“

„Allerdings wäre es uns lieb, wenn der Junge wieder in die Schule könnte,“ sagte Mistreß Davids; „aber,“ setzte sie, zu Mistreß Somers gewendet, hinzu, „Sie können gar nicht glauben, was für eine

Veränderung mit ihm vorgegangen ist. Früher hatten wir die größte Mühe, ihn zur Schule anzuhalten, und mußten uns fast zu Tode ärgern; seit aber Mr. Linden da ist, brauchen wir ihn nicht im Mindesten mehr anzutreiber. Er geht früh, lange zuvor schon, ehe es Zeit ist, und auch zu Hause lernt und studirt er, daß ihm der Kopf brennen möchte. Ich kann mir nicht erklären, wie Mr. Linden es angefangen hat, das Bürschchen so ganz umzuwandeln, und mein Mann weiß es auch nicht. Dafür sind wir aber dem guten Mr. Linden den größten Dank schuldig und ich bitte Sie, mir zu sagen, ob wir ihm mit Etwas dienen können. Wenn es in unsern Kräften und Vermögen steht, so soll er es haben."

„Nun," sagte Mistreß Derrick, „was Sie da von Ihrem Sohne erzählen, Mistreß Davids, wird ihm ohne Zweifel viel lieber sein als sonst Etwas. Ich werde es ihm mittheilen."

„Ja, thun Sie das," sagte Mistreß Davids. „Mein Mann würde die Sache noch besser auszudrücken gewußt haben. Er meint, Mr. Linden sei ein ausgezeichneter Mann, und ich meine, er ist auch ein schöner Mann!"

Faith hatte ruhig dagesessen und zugehört, bei diesen letzten Worten aber stand sie blitzschnell auf

und machte sich am entgegengesetzten Ende des Zimmers zu thun.

„Ah, da kommt auch Squire Stoutenburgh,“ rief Mistreß Somers plötzlich. „Kommen Sie doch her, Faith!“

Und Squire Stoutenburgh, der würdige Vater seines stämmigen Sohnes, trat ein und verneigte sich vor der Gesellschaft.

„Guten Tag, Mistreß Derrick,“ sagte er. „Guten Tag, meine verehrten Freunde. Ich bitte um Verzeihung — nun, Miß Faith — ich freue mich, daß Alles so glücklich abgelaufen ist. Wie befinden Sie sich heute?“

„Sehr wohl, Sir,“ antwortete Faith.

Squire Stoutenburgh ergriff sie bei beiden Händen und schaute sie an.

„Sam,“ fuhr er fort, „sagte, Sie wären leichenblaß gewesen, als er Sie nach der Quelle getragen hätte, aber Sam sieht nicht immer richtig, wenn er aufgeregt ist.“

„Sam war gestern sehr freundlich gegen mich,“ antwortete sie.

„Ich glaube, Squire,“ sagte der Pfarrer, „Ihr Sohn ist ein Glückskind. Welch' eine glückliche Gelegenheit hat sich ihm dargeboten!“

„Sam ist ein guter Junge,“ sagte sein Vater,

„ein sehr guter Junge — war es von jeher. Er schimpft ein wenig auf Doctor Harrison, aber was sollen wir mit diesem thun, Mr. Somers? Was verdient er wohl dafür, daß er mit unsern Rosen von Pattaquasset durchgeht und sie in Wasserlilien verwandelt? Ja, ja, Miß Faith, Sie mögen jetzt so rosig und munter aussehen wie Sie wollen, das hilft dem Uebelthäter Alles Nichts. — Uebrigens," setzte er in gedämpftem Tone hinzu, während er Faith neben sich Platz nehmen ließ, „Ihre Aehnlichkeit mit Ihrem Vater tritt jetzt immer stärker hervor."

Ein freundlicher Blick aus Faith's Augen antwortete ihm.

„Ja," wiederholte der Squire nachdenklich, indem er sie betrachtete, „ja, er war ein schöner Mann! Liebes Kind, Sie brauchen sich nicht zu wundern, wenn ich Ihnen sage, daß ich in der vergangenen Nacht an Ihre Mutter mehr dachte als an Sie. Doch davon wissen Sie Nichts. Na — nun werde ich wieder nach Hause gehen und meiner Frau sagen, daß Sie gesund und munter sind," bemerkte er, indem er aufstand. „Der Herr Pfarrer wagt wohl in Gegenwart seiner Gemahlin gar nicht, ein Wort über Doctor Harrison zu sprechen?"

„O, ich habe schon erklärt, daß nach meiner Ansicht Doctor Harrison sehr zu entschuldigen ist,

Squire," sagte der Pfarrer, als er auf diese Weise zum Sprechen aufgefordert ward.

Squire Stoutenburgh entfernte sich lachend und die beiden andern Besucher entfernten sich zugleich mit ihm.

Faith begleitete sie mit ihrer Mutter bis an die Thür, und die Gäste waren noch nicht hinaus, als Miß Cäcilia Deacon durch das Pförtchen hereintrat. Sie näherte sich mit etwas unsicherer und zweifelhafter Miene, aber Faith empfing sie so freundlich und artig, daß sie augenscheinlich Muth faßte. Sie nahm Platz, machte von ihren Augen sowohl als von ihrer Zunge umfassenden Gebrauch und setzte sich auf diese Weise in den vollständigen Besitz der Wahrheit. Ihre Fragen und Erörterungen in Bezug auf das ganze Drama der letzten sieben Tage und alle Personen, die eine Rolle darin gespielt, waren die gründlichsten, die man sich denken konnte. Nachdem sie auf diese Weise Alles gehört, was sie zu wissen gewünscht, erklärte sie, Sam sei ein großer Thor gewesen, daß er fortgegangen sei, und sie habe es ihm vorher schon gesagt.

Hierauf empfahl sie sich wieder.

Die Reihe der Besucher war aber deßwegen noch nicht zu Ende. Ehe noch Miß Deacon das Zimmer verlassen hatte, erschien Miß Bezac, und

ehe Miß Bezac noch zwei Minuten dawar, fanden sich andere Mitglieder der Gemeinde Pattaquasset ein. Alle wollten Faith sehen, die nähern Umstände hören, die Wirklichkeiten und Möglichkeiten des Unfalles besprechen, und wissen, wie es mit Mr. Linden ginge.

So vergingen die Stunden des Nachmittags; eben so wie Leute gingen, kamen auch welche, und erst als lange Schatten und schräge Sonnenstrahlen daran erinnerten, daß es Zeit sei, an das Abendessen zu denken, begannen die Besucher sich zu entfernen, ohne daß andere an ihrer Stelle sich einfanden.

„Faith," sagte ihre Mutter, als sie endlich allein waren, „dies könnte ich nicht lange ertragen! Ich würde den Verstand verlieren, wenn ich die Geschichte heute Abend noch ein einziges Mal anhören müßte!"

Zweites Kapitel.

Mistreß Derrick war in die Küche gegangen, um den Thee zu bereiten, und Faith befand sich daher allein im Zimmer, als auf einmal die Thür sich öffnete und Mr. Linden eintrat.

„Mr. Linden!“ rief sie höchlich überrascht; „sind Sie auch wohl genug, um Ihr Zimmer verlassen zu können?“

„Nun, und wenn ich es nun bin?“

„Dann, Mr. Linden,“ fuhr sie fort, „bitte ich Sie, in das andere Zimmer zu kommen.“

„Warum das?“ entgegnete er, während die Bläſſe, welche in Folge der Anstrengung beim Herunterkommen seine Wangen überzogen hatte, einer leichten Röthe wich. „Ich will mich gleich hier niederlassen, wenn Sie es erlauben. Soll von ganz Pattaquasset mir allein untersagt sein, Ihnen heute Abend

meine Aufwartung zu machen? Wie geht es Ihnen, Miß Faith?"

„Ich befinde mich sehr wohl; aber, Mr. Linden, wenn Sie mit in das andere Zimmer kommen wollen, so finden Sie einen bequemen Lehnstuhl dort. Ich bitte Sie, kommen Sie, dieses Zimmer hier ist kalt, denn das Feuer ist niedergebrannt, während wir Besuche empfangen haben!"

Sie ging, indem sie dies sagte, voran, ohne auf eine zweite Ablehnung zu warten, schob den Tisch und den großen Lehnstuhl, die in dem andern Zimmer standen, näher an einander und schürte das Feuer. Dann zündete sie die Lampe an und räumte Bücher und einige andere Gegenstände vom Tische hinweg. Alles Dies geschah mit munterer Rührigkeit.

„Hier sitzen Sie fast eben so bequem wie auf dem Sopha, nicht wahr?" sagte sie, und wiederholte dann in sanfterem Tone ihre Frage: „Sind Sie wirklich wohl genug, um Ihr Zimmer zu verlassen, Sir?"

„Ich weiß blos so viel, daß ich wohl genug bin, um hiersein zu wollen. Wie können Sie sich durch die Freuden der Gesellschaft einen ganzen Nachmittag von Ihrem Studium abwendig machen lassen? Sind Sie während der letztvergangenen Tage blos deßhalb

so fleißig gewesen, weil Sie nichts Anderes zu thun hatten?"

Sie lachte über die Frage, und verließ das Zimmer, indem sie Mr. Linden in einer Region von Behaglichkeit zurückließ. Noch mehr Behaglichkeit erschien bald in der Gestalt des von Cindy getragenen Theebretes, dann kam Mistreß Derrick und hinter ihr Miß Faith, welche das zum Thee bereitete frische, duftige Gebäck brachte.

Mr. Linden ward sofort mit diesem und einer Tasse dampfenden Thees versorgt, und Faith war nun selbst im Stillen der Meinung, daß es ihm Nichts schaden würde, heruntergekommen zu sein.

Auch Mistreß Derrick fühlte sich durch die Ueberraschung und Freude, solche Theegesellschaft zu haben, in eine bessere Stimmung versetzt. Das Aechzen des Windes um das Haus herum und in dem Kamin, das Knistern des Feuers, das Singen der Ahorn- oder Hickorybäume, die behagliche Atmosphäre, welche der Thee und das Gebäck verbreiteten — alles Dies bildete zusammen ein ungemein trauliches Ganzes.

Mr. Linden begann Faith einige kleine Lectionen in Bezug auf die von ihm beabsichtigten französischen Mittagsconversationen zu geben. Mistreß Derrick lachte über die sonderbar klingenden Wörter und Redensarten, und Faith interessirte sich für dieses

neue Mittel zu ihrer Ausbildung so sehr, daß Mr. Linden selbst sie mehrmals erinnern mußte, ihren Thee darüber nicht ganz zu vergessen.

„Anfangs werde ich nicht zu streng gegen Sie sein," sagte er lächelnd, „wenn ich Sie bei Tische in stummer Verzweiflung dasitzen sehe, weil Sie dies oder jenes bedürfen, was mir näher zur Hand ist. Ich werde Ihnen dann mit einem: „Que voulez-vous, mademoiselle?" oder mit einem: „Voulez-vous dies oder jenes?" entgegenkommen. Sind aber einmal acht bis vierzehn Tage vorbei, Miß Faith, dann soll es mir gleich sein, wenn Sie gar Nichts zu essen bekommen."

Faith machte ein Gesicht, als ob sie sich gern dazu verstehen würde, auf ihre Mahlzeit zu verzichten, um nur nicht französisch sprechen zu müssen. Sie gab auf Mr. Linden's so eben ausgesprochene Drohung daher weiter keine andere Antwort als:

„Dann werde ich mich freuen, Sie wieder zum Thee nach Hause kommen zu sehen, Mr. Linden."

„Und froh sein, wenn ich vom Tische aufstehe."

„Das habe ich nicht gesagt."

„Aber Sie werden es sagen," entgegnete Mr. Linden. „Ich kann mir recht gut denken, wie Sie in Ihren Stuhl zurücksinken und ausrufen: „Ah, quand voulez-vous partir, monsieur!" welche Worte es mir

natürlich außerordentlich schwierig machen werden, auch nur noch einen Augenblick länger zu bleiben."

„Ich kann mir nicht denken, daß ich dies thun könnte," sagte Faith lachend.

„Das beweis't Nichts. Nur sagen Sie nicht etwa einmal zu mir: „Monsieur, partez à l'instant!" weil —"

„Nun weil, Mr. Linden?" fragte Faith gespannt.

„Weil wir über diesen Punkt sehr leicht verschiedene Meinungen haben könnten," entgegnete er, die Augenbrauen emporziehend.

„Sehen Sie," rief Faith, „es fängt schon an. Ich weiß nicht im Mindesten, wovon Sie sprechen."

„Nein, das wissen Sie nicht," lautete die lachende Antwort. „Aber, Miß Faith, wenn ich noch lange zu Hause bleiben muß und die Gesellschaft auch zu Hause bleibt, anstatt sich zwischen uns und unsere Lectionen zu drängen, so würden diese Conversationen, wenn sie wirklich beginnen, Ihnen weniger schrecklich erscheinen. Ich könnte Ihnen allerdings ein Taschenwörterbuch in die Hand geben, aber ich will dieses lieber selbst sein. Apropos, wie weit sind Sie im Stande, in Einem Striche zu reiten?"

„Zu reiten?" sagte Faith, gerade als ob diese Worte ebenfalls französisch oder ein mathematisches Problem gewesen wären.

„So sagte ich."

„Ich weiß wohl, daß Sie so sagten, aber ich weiß nicht, was Sie meinen, Mr. Linden. Ich habe nur einige wenige Male in meinem Leben zu Pferde gesessen und bin dann nur wenige Meilen weit geritten — wie viele, weiß ich nicht genau."

„Ich wundere mich, daß das Reiten so ganz aus der Mode gekommen ist," sagte Mistreß Derrick. „Als ich ein Mädchen war, pflegte man gar nicht anders zu reisen, und ich weiß wenig Beispiele, daß Jemand abgeworfen worden wäre."

„Wäre es nicht die angenehmste Art und Weise, nach Mattabeeset zu kommen?" sagte Mr. Linden.

„Allerdings!" ward ihm mit freundlichem Lächeln geantwortet.

„Ich wünsche, daß Sie einmal sehen, was dort geschehen ist," sagte er. „Wollen wir vielleicht einmal hinüberreiten, wenn ich wohl genug bin, ehe die kalte Witterung beginnt?"

Faith's ruhige Worte der Zustimmung zu diesem Vorschlage wurden von ihren Augen, Wangen und Lippen Lügen gestraft, denn diese verriethen alle nach ihrer eigenthümlichen Weise keine Ruhe, sondern hohe freudige Aufregung.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür. Doctor Harrison hatte Cindy an der Hausthür, wo

sie wahrscheinlich auf Jem Waters wartete, getroffen und sie gefragt, was Mr. Linden mache. Cindy hatte geantwortet, er sei unten im Parterrezimmer, und den Doctor ohne Weiteres eingelassen, so daß bei seinem Eintritte die Gruppe sich seinen Blicken in ihrer ganzen Frische darbot.

Mistreß Derrick saß behaglich und stillheiter hinter dem nicht mehr nöthigen Theebret, horchte zu und spielte mit dem Löffel. Faith's Gesicht strahlte von rosiger Freude, während das Feuer, welches sie seit einiger Zeit zu schüren vergessen, sich im Zustande mächtiger Unthätigkeit befand und eine Masse glühender Kohlen und qualmender Brände bildete. In dem dunkeln Gluthschein stand der Lehnstuhl und in diesem saß Mr. Linden.

Der Doctor näherte sich und trat dicht an die Gruppe heran.

„Habe ich Ihnen nicht befohlen, auf Ihrem Zimmer zu bleiben?“ sagte er in sanftem, aber gemessenem Tone.

„Guten Abend, Doctor!“ sagte Mr. Linden, indem er ihm die Hand bot. „Da ich Ihnen die Hälfte des Wegs entgegengekommen bin, so entschuldigen Sie mich wohl, wenn ich sitzen bleibe.“

Nachdem er seinem Patienten die Hand gedrückt, that er dasselbe mit Faith.

„Darf ich mich auch Mistreß Derrick nähern?" sagte er hierauf, indem er sich mit einem kühlen, schalkhaften, nachlässigen und doch gutmüthigen Zweifel wieder zu Mr. Linden wendete.

„Wie ist der gegenwärtige Zustand Ihrer Nerven? Ihre Antwort wird jedenfalls eine wahrheitsgetreue sein, aber die Gesetze der Gesellschaft verbieten mir, darauf zu warten. Mistreß Derrick, gestattet Ihnen Ihre Menschenliebe, mir eine Tasse Thee zu geben?"

„Ja, Doctor, wenn er gut genug ist," entgegnete Mistreß Derrick mit ihrer gewohnten Ruhe. „Und wenn er es nicht ist, so will ich frischen bereiten lassen."

Mit diesen Worten stand sie auf und ging nach der Küche zu, um Cindy zu rufen.

Der Doctor schnitt ihr auf geschickte Weise diese Bewegung ab, indem er sich ihr in den Weg stellte.

„Darf ich fragen, wohin Sie wollen?" fragte er in einem sanften Tone, der ihm nicht immer eigen war.

„Ich will Ihnen bessern Thee holen als dieser da ist, Doctor."

„Wollen Sie mir nicht auch etwas Anderes geben?"

„Eins nach dem Andern," sagte Mistreß Derrick, „erst den Thee, das Uebrige wird sich finden."

Mit diesen Worten ging sie in die Küche, ertheilte ihre Befehle und forderte Faith, die ihr hierher vorangeeilt war, auf, wieder in's Zimmer zurückzukehren.

„Mutter, Du bist müde," sagte Faith, „laß mich doch den Thee besorgen!"

„Nein, nein, das werde ich schon thun," sagte Mistreß Derrick. „Ich will nicht, daß das ganze Haus in Aufruhr gerathe, blos weil Doctor Harrison eine Tasse Thee haben will. Geh, geh, Kind — wenn Du länger hier bleibst, so wird er sich einbilden, Du röstetest Brötchen für ihn, und das soll er nicht."

„Allerdings wollte ich das thun, Mutter," sagte Faith. Sie kehrte jedoch, den Worten ihrer Mutter gehorsam, in das Zimmer zurück, und setzte sich in einiger Entfernung vom Theetische und vom Kamin nieder.

Doctor Harrison stand auf dem Teppich vor dem Feuer, mit dem Rücken diesem zugekehrt, und folgte ihr mit den Augen.

„Nun, wie fühlen Sie sich heute?" sagte er, indem er ihr einen Schritt näher trat.

Sie blickte auf und antwortete mit einem freimüthigen und freundlichen: „Sehr wohl!"

War die Art und Weise, auf welche er ihre Hand faßte und einen Augenblick festhielt, blos eine

solche, wie sie ihm in seiner Eigenschaft als Arzt gestattet war?

„Kühl und ruhig," sagte er. „Es ist Alles in Ordnung. Sie haben sich von Ihrem Schrecken vollständig wieder erholt. Glauben Sie," setzte er hinzu, „daß Ihre Mutter meinen Anblick jemals wieder wird ertragen können?"

„Ich hoffe es wenigstens, Sir," sagte Faith lächelnd.

„Ich glaube es kaum!" sagte er. „Ich möchte wissen, ob ich denn wirklich viel mehr verbrochen habe als ich selbst weiß. Ich sollte es nicht meinen. Ich hätte mich nicht härter strafen können."

Mistreß Derrick trat wieder ein, Cindy brachte den frischbereiteten Thee und die Brötchen, und nachdem Mistreß Derrick den Doctor mit ihrer gewöhnlichen Höflichkeit ersucht, an dem Theetische Platz zu nehmen, schenkte sie ihm eine Tasse Thee ein und ließ ihm sogar an Zucker ebenfalls Nichts abgehen.

Ein leises Pochen an der Zimmerthür verrieth Reuben Taylor's Nähe.

„Ich bitte um Verzeihung, Mistreß Derrick," sagte er eintretend, „ich wollte —"

„Hier bin ich, Reuben," sagte Mr. Linden.

Der Knabe machte den Damen und dem Doctor

eine Verbeugung und ging mit raschem Schritte und freudiger Miene an ihnen vorüber auf Mr. Linden zu, dem er einige von der Post geholte Briefe überbrachte, während er zugleich in sehr lautem und aufmerksamem Tone einige Fragen that und beantwortete.

„Du brauchst nicht zu warten, Reuben," sagte sein Lehrer; „ich werde Dich später noch einmal sprechen."

„Wer ist denn das?" fragte der Doctor, als Reuben hinausging.

„Einer von meiner Leibwache," entgegnete Mr. Linden.

„Werden Sie denn von einem Vehmgerichte bedient, oder darf ein Uneingeweihter nach den Mitgliedern fragen?"

„Aber kennen Sie denn den Knaben nicht mehr, Doctor?" rief Mr. Linden. „Sie hörten ja seinen Namen schon vor einer Woche. Es ist Reuben Taylor."

„Dann bitte ich um Verzeihung. Der Name ist mir allerdings bekannt, den Knaben selbst aber kenne ich noch nicht, wenigstens nicht genau. Wo ist er denn her und wem gehört er an?"

„Er ist Einer von Denen, von welchen wir diesen Morgen sprachen," sagte Mr. Linden; „ein treuer

Diener Gottes ist sein Titel, denn Reuben gehört Gott an. Seine Heimath ist eine kleine Hütte an der Grenze des Weichbildes von Pattaquasset, sein Vater ist ein armer Fischer."

„So, so," entgegnete der Doctor, „ich danke für die Auskunft. Mistreß Derrick," fuhr er hierauf, sich zu dieser wendend, fort, „haben Sie mir noch nicht verziehen?"

„Ich möchte nicht gern mehr von dieser Sache sprechen, Doctor," sagte Mistreß Derrick sehr ernst.

„Ich auch nicht," sagte der Doctor ruhig, „aber Sie legen mir wirklich mehr Strafe auf als ich verdiene. Werden Sie sich weigern, mir Ihre Hand zu reichen?"

„Das habe ich noch nicht gethan und werde es auch nicht thun," sagte sie freundlich.

„Nun, dann müssen Sie mich thun lassen, wie wir in einem andern Lande zu thun pflegen."

Er neigte sich auf ihre Hand herab, indem er dies sagte, und küßte dieselbe.

Es lag dabei durchaus nichts Komisches in seiner Art und Weise. Dieselbe verrieth vielmehr Theilnahme, Reue, Ehrerbietung, männliche Selbstanklage und Unterwürfigkeit — mit Einem Worte einen ächten, wahren Ausdruck des innern Gefühls.

„Sie wissen einmal Alles durchzusetzen, Doctor!"

sagte Mistreß Derrick, ihn anlächelnd. „Schon als Knabe verstanden Sie sich darauf.“

Der Doctor, der nun in dieser Beziehung vollständig beruhigt war, stand von seinem Platze auf, ging über das Zimmer hinüber und setzte sich neben Faith.

„Singt die Nachtigall heute wieder in Ihrem Rosengebüsche?“

„Was meinen Sie, Sir?“ sagte Faith, indem sie ihn ansah.

„Ich bitte um Verzeihung,“ sagte der Doctor. „Ich habe in einem Welttheile gelebt, Miß Derrick, wo es Mode ist, die Dinge nicht bei ihren rechten Namen zu nennen, und habe diese thörigte Gewohnheit ebenfalls angenommen. Fühlen Sie sich vollkommen wiederhergestellt?“

„Ja wohl — blos ein wenig müde bin ich vielleicht heute Abend.“

„Das sehe ich Ihnen an und will Sie auch nicht länger am Schlafengehen hindern. Mistreß Custers wünscht Sie bald wiederzusehen.“

Er sprach jetzt nicht mehr in seinem sonstigen satyrischen, frivolen Tone, sondern vollkommen ruhig, ernst, ehrerbietig und gedämpft, aber nicht so leise, daß nicht auch die Andern außer Faith ihn hätten hören können.

„Ich werde ihr sobald als möglich wieder einen Besuch machen,“ antwortete sie.

„Würden Sie sich scheuen, mit den frommen Pferden meines Vaters zu fahren? Diese sind zuverlässig.“

„Nein, Doctor Harrison, davon mag ich Nichts wissen — aber ich werde es schon auf andere Weise möglich zu machen wissen, die arme Kranke wieder einmal zu besuchen.“

„Können Sie denn hingelangen, ohne zu fahren?“

„Nein,“ antwortete sie lächelnd, „aber ich muß ein anderes Transportmittel ausfindig machen.“

„Nun gut, ich will nicht weiter in Sie dringen,“ sagte der Doctor. „Ich kann Sie nicht tadeln. Die Schuld ist mein. Doch möchte ich um meiner selbst willen die Ehre einer kleinen Unterredung mit Ihnen haben — ich wünsche Ihnen einige Erklärungen zu geben. Haben Sie vielleicht morgen Nachmittag freie Zeit?“

„Freie Zeit habe ich fast nie, Doctor Harrison, doch glaube ich nicht, daß ich ganz besonders dringende Geschäfte haben werde.“

„Dann benutzen Sie vielleicht diese Zeit zu einem Spaziergange?“

Faith zögerte.

„Ich habe wirklich sehr wenig Zeit übrig, Sir," sagte sie.

„Aber Sie nehmen sich doch Zeit, um auszugehen?"

„Nicht viel."

„Ich brauche auch nicht viel. Ein Wenig wird hinreichen, und so viel sind Sie der Gunst des Himmels schuldig. Sie werden mir dies nicht abschlagen, nicht wahr nicht?"

„Ich werde gehen, Doctor Harrison," antwortete Faith nach einem Augenblicke ein Wenig ernst.

Der Doctor erhob sich hierauf, erbot sich, nach Mr. Linden's Arme zu sehen, und sie gingen Beide mit einander hinauf.

Drittes Kapitel.

Faith hätte am nächstfolgenden Tage gewünscht, daß es regnen möchte, aber das Wetter war hell und schön. Wahrscheinlich mußte sie sonach ausgehen, und es konnte auch Besuch kommen. Das Einzige, was sie zu thun hatte, war, ihre gewöhnlichen Hausarbeiten so schnell als möglich zu verrichten, sich auf ihre französischen Lectionen zu präpariren und sich zeitig zu ihrem Lehrer zu verfügen. Alles Dies that sie auch.

Sie trat bei ihm ein, mit einem Gesichte so heiter wie der Tag, obschon etwas weniger bereit, in Jedermanns Augen zu schauen. Es waren auch genug Dinge bereit für sie. Die Lectionen wurden ununterbrochener durchgemacht als gewöhnlich, vielleicht weil sie während der letzten zwei Tage ein

Wenig vernachlässigt oder gehindert worden, und erst als ein Buch nach dem andern sein Werk verrichtet hatte, die schriftliche Arbeit sauber auf's Reine geschrieben und verschiedene Rechenexempel erledigt waren, sagte Mr. Linden, daß nun eine kleine Conversation erlaubt sein werde.

„Sie sind auch müde, Mr. Linden," sagte Faith schnell.

„Beginnen Sie die Conversationen damit, daß Sie mir die Gründe angeben, welche Sie zu diesem Schlusse führen."

„Das weiß ich selbst nicht," sagte sie halb lachend, „ich fürchtete blos, die Lectionen hätten Sie ein Wenig angegriffen."

„Nun, wenn Sie das glauben, so können Sie mir ja erst noch ein Wenig französisch vorlesen."

Faith nahm Souvestre's „Philosophen im Dachstübchen" zur Hand und schlug die Stelle auf, wo der Philosoph seine Verlegenheit schildert, als er fand, daß die Vögel die Krumen, die er ihnen wie gewöhnlich auf's Dach warf, nicht aufpicken wollten. Er schloß daraus, die gefiederten Geschöpfe seien auch nicht vernünftiger als die Menschen, und fürchteten sich vor einem Nichts.

„Ich wollte," hieß es in dem Buche weiter, „indem ich dies dachte, mein Fenster wieder schließen,

als ich plötzlich in dem lichten Raume zur rechten Hand den Schatten zweier sich emporrichtender Ohren, dann eine sich hervorstreckende Kralle und dann den Kopf einer getigerten Katze gewahrte, die an der Biegung der Dachrinne zum Vorschein kam. Die Räuberin lag hier im Hinterhalte und hoffte, daß die Brotkrumen ihr eine Beute zuführen würden. Und ich hatte meine kleinen Gäste der Feigheit beschuldigt! Ich war überzeugt, daß ihnen keine Gefahr drohe! Ich glaubte, überall hingeschaut zu haben, ich hatte nur den Winkel hinter mir vergessen!

„Wie viel Unglück hat im Leben eben so wie auf den Dächern seinen Grund darin, daß man einen einzigen Winkel vergessen hat!"

Faith schloß das Buch. Die getigerte Katze des Philosophen machte ihr großes Vergnügen.

„Aber oft kann man nicht um die Ecke sehen," bemerkte sie.

„Sehr richtig, Miß Faith," sagte Mr. Linden, „aber nichtsdestoweniger ist die Kenntniß, daß es Ecken und Winkel giebt, auch schon nicht zu verachten."

„Das weiß ich doch nicht. Ich möchte nicht gern immer in Furcht leben, den Schatten von ein Paar Katzenohren zu erblicken."

Damit sagte sie lachend ihrem Lehrer vor der Hand Lebewohl und ging hinunter zu Tische.

Nach der Mahlzeit gab es für Faith allerlei zu thun, was sie bis zu der Stunde beschäftigte, wo sie ihren Hut aufsetzen mußte, um mit Doctor Harrison auszugehen.

Faith hatte keine große Lust zu dem Spaziergange, aber konnte doch nicht umhin, ihn angenehm zu finden. Die freie Luft war sehr schön und erfrischend, die Bewegung aufheiternd und das angedrohete Gespräch hatte bei Beiden guten Fortgang. Es lag überhaupt gar nichts Furchtbares darin, und die Worte und Gedanken schienen wie das Sonnenlicht auf Allem zu spielen, was ihnen in den Weg kam.

Doctor Harrison verstand sich darauf, einen Weg und ein Gespräch angenehm zu machen, selbst für Faith, wie es schien. Was sie früher Mißfälliges an ihm gesehen, war jetzt nicht sichtbar. Wahrscheinlich hatte er ihre eifrige Wißbegierde entdeckt, denn er wußte aus dem reichen Schatze seiner Kenntnisse ihr fortwährend etwas Neues und Interessantes zu bieten. Sie wußte nicht, daß eine Absicht dahinter stak — sie wußte blos, daß dieser Spaziergang ein sehr angenehmer war, und daß sie so leicht dahinschritt, als ob das Gehen gar keine Anstrengung er-

forderte. Sie hatte daher auch gar keine Eile, umzukehren, eben so wenig wie sie daran dachte, ihren Schritt zu beschleunigen. Dennoch aber hatte sie Etwas auf dem Herzen und es mußte heraus.

„Doctor Harrison," sagte sie, als sie einen ruhigen Punkt des Weges erreicht hatten und Niemand in der Nähe war, „darf ich über Etwas mit Ihnen sprechen, was Ihnen vielleicht nicht angenehm ist?"

„Sie können von Nichts sprechen, was mir nicht angenehm sein würde zu hören," sagte er galant und zuversichtlich.

„Doctor Harrison," fuhr Faith mit bewegter Stimme fort, „als wir Beide an jenem Tage aus dem Wagen geschleudert wurden und so nahe daran waren, das Leben zu verlieren, würde ich, wenn dieser Fall eingetreten wäre, in Bezug auf das Jenseits, glaube ich, Nichts zu fürchten gehabt zu haben, aber wie wäre es mit Ihnen gewesen?"

Doctor Harrison sah sie an.

„Nun," hob er nach einer kurzen Pause an, „wenn ich in Ihrer Gesellschaft dort angelangt wäre, so glaube ich, würde auch ich nicht ganz schlecht gefahren sein."

„Glauben Sie das wirklich?" fragte Faith mit bedeutsamem Blicke.

„Allerdings so gut wie Sie bin ich nicht, das weiß ich wohl," bemerkte der Doctor.

„Gut? Was verstehen Sie unter gut, Doctor Harrison?"

„Ja, wenn Sie mit Definitionen anfangen, dann freilich bin ich verloren," sagte er lächelnd. „Ich glaube aber, Sie werden finden, was ich meine, wenn Sie Ihre eigenen Gedanken zu Rathe ziehen."

„Gut?" sagte Faith nochmals. „Erinnern Sie sich noch des silbernen Schuppenpanzers jenes Lepisma, Doctor Harrison? Dieser ist etwas Vollkommenes. Dies ist es, was Gott unter gut versteht, — nicht die Außenseite, die jedes Auge sehen kann — sondern wenn die tief im Herzen schlummernden Gedanken und Ideen jede, auch die genaueste Prüfung aushalten und tadellos erfunden werden."

„Von dergleichen Dingen verstehe ich nicht viel, Miß Faith," antwortete er.

„Ich auch nicht, Doctor Harrison," antwortete sie bescheiden. „Aber bedenken Sie, wie nahe Sie an jenem Tage dem Tode waren!"

Sie gingen schweigend eine kleine Strecke weiter.

„Woran denken Sie?" fragte der Doctor endlich.

„Sie thun mir leid, Doctor Harrison — sehr leid."

„Warum?“ fragte er, ihre Hand ergreifend.

„Weil es mir scheint, als ob Sie nicht ernstlich über solche Dinge nachdächten.“

Er küßte ihr die Hand, ohne erst um Erlaubniß zu bitten, aber es geschah mit einem dankbaren, wahren Ausdrucke von Gefühl.

„Ich will Alles thun, was Sie mich thun heißen.“

Wie innig wünschte Faith, daß sie ihm einen andern Rathgeber schicken könnte — aber dies konnte sie einmal nicht.

„Sagen Sie mir es,“ wiederholte er, „ich werde es thun.“

Sein Blick war eben so wie sein Ton innigbewegt und warm, wie sie dies an ihm noch nie bemerkt.

„Dann, Doctor Harrison, wünsche ich, daß Sie die Bibel lesen, aber mit dem festen Vorsatze, das zu thun, was Ihnen diese als Ihre Pflicht vorschreibt.“

„Ich werde es thun,“ sagte er lächelnd, „und wenn ich auf Schwierigkeiten stoße, so müssen Sie mir helfen.“

Der noch übrige Theil des Spazierganges war nun außerordentlich angenehm; nur kam es Faith vor, als wenn sie aller Welt begegneten. Zuerst

trafen sie Cäcilia Deacon, welche beide Spaziergänger mit nicht wenig verwunderten Blicken maß. Dann begegneten sie in Zwischenräumen Faith's sämmtlichen Sonntagsschülern, und für jeden derselben hatte sie einen freundlichen Gruß und ein gutes Wort, und sah sich deßhalb veranlaßt, stehen zu bleiben, während der Doctor aufmerksam und erbaut zuhörte. Miß Bezac kam ebenfalls die Straße herauf, als sie dieselbe hinuntergingen, und ihre Augen betrachteten, trotzdem, daß sie dem Paare freundlich zunickten, dasselbe mit bedeutsamem, ernstem Blicke. Kaum war sie vorüber, so kam Mistreß Somers.

„Wie, das sind Sie ja, Faith!" rief sie verwundert; „in dieser Gesellschaft hätte ich Sie nimmermehr zu sehen erwartet. Julius, von Dir hörte ich gestern eine merkwürdige Geschichte."

„Merkwürdige Geschichten höre ich sehr gern, Tante Ellen, besonders wenn sie etwas Merkwürdiges betreffen."

„Ich hörte, daß Du Dir eine gute Gelegenheit aus der Tasche hättest stehlen lassen," sagte Mistreß Somers. „Glaubt Mr. Linden nächste Woche wieder ausgehen zu können, Faith?"

„Doctor Harrison wird es ihm wahrscheinlich noch nicht erlauben, Mistreß Somers."

Doctor Harrison's Tante wünschte Guten Abend

und ging ihres Weges weiter. Faith glaubte, dies sei das Ende, da sie nun die Thür ihrer Wohnung erreicht hatten. Doctor Harrison folgte ihr aber hinein, und als sie in das Wohnzimmer traten, fand Faith, daß ihre Begegnungen noch nicht vorüber waren.

Sie traf hier nämlich keine geringere Person als Mistreß Stoutenburgh, welche sich mit Mistreß Derrick und Mr. Linden unterhielt.

Mistreß Stoutenburgh war eine blondlockige hübsche Frau, viel jünger als der Squire, mit großer Liebe an ihrer Familie hängend und sehr eingenommen für Mr. Linden, den sie gleich bei seiner ersten Ankunft in Pattaquasset — bildlich gesprochen — unter ihre Fittiche genommen hatte. Das Erste, was Faith, als sie die Thür öffnete, hörte, war Mistreß Stoutenburgh's lustiges Gelächter über eine Bemerkung von Mr. Linden; dann sprang die Lachende auf und kam auf Faith zugeeilt.

„Meine liebe Faith, wie geht es Ihnen? Doctor Harrison — ich hatte mir eigentlich vorgenommen, nie wieder ein Wort mit Ihnen zu sprechen. Faith, wie können Sie sich einem solchen Menschen auch nur auf eine Minute anvertrauen! Wenn Sie mich einmal besuchen, dann lassen Sie sich lieber von Mr. Linden begleiten. Squire Deacon erzählte allerdings

von diesem allerlei unheimliche Geschichten, aber wir wissen jetzt Alle, daß dieselben sich nicht bestätigt haben."

„Wer ist Squire Deacon?" fragte der Doctor. „Ich möchte seine Bekanntschaft machen."

Faith nahm ihren Hut ab, zog langsam die Handschuhe aus und legte sie auf den Tisch.

„O, er ist ein Pattaquassetter," sagte Mistreß Stoutenburgh; „haben Sie seine Schwester nicht gesehen? Sie hat ein Auge auf Sie, Doctor," setzte sie schelmisch hinzu. „Der Squire ist jetzt einige Zeit lang nicht dagewesen — erst heute Nachmittag ist er wiedergekommen."

Der Doctor erhob sich, um Abschied von der Gesellschaft zu nehmen.

„Apropos, Linden," sagte er, indem er noch einen Augenblick neben seinem Stuhle stehen blieb, „ich gedenke auf einige Tage nach Quilipeak zu reisen — es thut mir leid, aber es muß geschehen. Ich glaube nicht, daß Sie mich brauchen werden. Limbre kann Alles besorgen, was nothwendig ist. Montag oder Dienstag werde ich Sie wieder besuchen."

„Doctor," sagte Mistreß Stoutenburgh, „Sie müssen mich nach Hause begleiten. Mein Mann zankt allemal, wenn ich nach Einbruch des Abends nach

Hause komme und Niemanden mit zum Thee nach Hause bringe."

„Werden Sie sich aber auch mir anvertrauen wollen, Mistreß Stoutenburgh?" sagte der Doctor in komisch zweifelhaftem Tone.

„Warten Sie eine Minute," sagte Mistreß Stoutenburgh, indem sie in ihrer naiven, freundlichen Weise auf Mr. Linden zuging und ihm ihre Hand auf die Stirn legte, gerade als ob er eines ihrer Kinder wäre. „Ich will Ihnen sagen," fuhr sie, zu den Andern gewendet, fort, „ich glaube, Sie kuriren ihn bei Weitem nicht schnell genug. Wenn ich ihn bei mir in meinem Hause hätte, würde ich ihn besser zu pflegen wissen."

„Nein, Mistreß Stoutenburgh, selbst Sie könnten das nicht," entgegnete er, indem er zu ihr aufblickte.

Sie blieb noch einen Augenblick stehen.

„Sehen Sie mich nicht so an," sagte sie, „sonst bereue ich auf dem Heimwege den Unsinn, den ich geschwatzt habe. Sie wissen," setzte sie mit einem schelmischen Blicke hinzu, „ich habe nie ein Wort davon geglaubt — ausgenommen —" und sie flüsterte Mr. Linden Etwas in's Ohr. „Nun bin ich bereit, Doctor," fuhr sie dann laut fort; „an Sie, Miß Faith, hatte ich Etwas auszurichten — Mr. Linden wird es Ihnen sagen. Adieu. Nein, Doctor, ich

stehe nicht im Begriffe, mich Ihnen anzuvertrauen, sondern Sie stehen vielmehr im Begriffe, sich mir anzuvertrauen."

Doctor Harrison erwiderte hierauf Nichts als einen lächelnden Blick, und verließ mit seiner Dame das Haus.

„Mr. Linden," hob Faith an, sobald die Gäste sich entfernt hatten, „ich hörte, was Doctor Harrison sagte. Glauben Sie nicht, daß ich Ihren Verband eben so gut besorgen könnte wie Doctor Limbre?"

„O ja, Miß Faith, — wenn Sie die Güte haben wollen, sich damit zu befassen," antwortete er ohne Zögern und in dem einfachsten Tone.

Faith's Stirn erheiterte sich sofort, und in glücklicher, ruhiger Stimmung begann sie ihre Zurüstungen zum Thee zu treffen, indem sie den Tisch abräumte und auf den Platz schob, wo er am Abend vorher gestanden.

„Wünschen Sie denn nicht zu hören, was ich an Sie auszurichten habe, Miß Faith?" fragte Mr. Linden.

„O ja — aber es hat ja keine Eile. Ich wollte warten, bis Sie selbst wieder davon anfangen würden."

„Die Botschaft, die mir an Sie aufgetragen worden, besteht aus drei Theilen. Der erste ist

nichts Neues, denn er betrifft blos den Umstand, daß der bevorstehende 29. November der Geburtstag des jungen Erben des Hauses Stoutenburgh ist. Ob der zweite Theil etwas Neues ist, kann ich als Fremder nicht beurtheilen, — dieser Tag soll nämlich durch verschiedene passende Festlichkeiten gefeiert werden."

„Mir ist dies etwas ganz Neues," sagte Faith lachend.

„Ueber die Neuheit des dritten Theiles müssen Sie ebenfalls urtheilen," fuhr Mr. Linden lächelnd fort. „Der oben genannte junge Erbe wird die zu veranstaltenden Festlichkeiten als ganz unvollständig betrachten, wenn Sie dieselben nicht durch Ihre Gegenwart erhöhen — ja, er wird sich sogar weigern, seinen Geburtstag als solchen zu betrachten, und wünschen, daß er ihn niemals gehabt haben möchte."

„Nun, was soll ich in diesem Falle thun, Mr. Linden?" fragte Faith lachend.

„Ich neige mich gewöhnlich auf die barmherzige Seite, Miß Faith, und würde Ihnen daher rathen, hinzugehen. Ihre Mutter scheint keine Lust zu haben, von der auch an sie ergangenen Einladung Gebrauch zu machen; da man mich aber am 29. auch dort haben will, so würde ich, wenn es Ihnen recht ist, Miß Faith, sehen, ob ich Sie die Hin- und Herreise

unter meinem Schutze ohne Gefahr machen lassen könnte."

„Ich möchte gern hingehen," sagte Faith ruhig. „Es sind sehr angenehme Leute."

Das Theegeschirr ward abgeräumt, Cindy war nicht mehr nöthig und Mistreß Derrick hatte sich ebenfalls in einen andern Theil des Hauses begeben, um einige Geschäfte zu besorgen. Faith stand vor dem Feuer und schauete nachdenklich hinein. „Ich wollte," sagte sie langsam und ernst, „ich wollte, Doctor Harrison spräche lieber mit Ihnen als mit mir, Mr. Linden."

„Mit mir?" wiederholte Mr. Linden, indem er sie ansah. „Worüber denn?"

„Ueber verschiedene Dinge," antwortete Faith, „zum Beispiel über Religion, und was er davon denkt."

„Ueber diesen Punkt lassen Sie sich mit ihm nicht in allzuviel Gespräche ein, Miß Faith," bemerkte Mr. Linden ernst.

„Wie kann ich es aber umgehen, Mr. Linden?" fragte sie.

„Verbieten Sie es ihm, wenn es sein muß. Wenn er Belehrung verlangt und Sie geneigt sind, sie zu geben, so ist das etwas Anderes; aber Sie sind nicht verbunden, alle die skeptischen Ideen und

Argumente anzuhören, mit welchen er stets bei der Hand ist. Ihre Darlegung der Wahrheit hat mit den Gründen seines Unglaubens Nichts zu thun."

„Aber —"

Faith stockte. Sie dachte an das Gespräch dieses Nachmittags und an die sicherlich möglichen Behinderungen für sie, einem solchen Rathe zu folgen.

„Ich tappe allerdings hier ein Wenig im Dunkeln," sagte Mr. Linden. „Ich vermuthe blos, was er sagt und Sie veranlaßt zu sagen, und von dergleichen Conversationen halte ich überhaupt nicht viel. Schleudern Sie ihm die einfache Wahrheit an den Kopf und vielleicht verrichtet sie ihr Werk eben so wie David's Kiesel — hätte aber David sich mit seinem Gegner in ein förmliches Gefecht einlassen wollen, so würde er es schwieriger gefunden haben, sein Terrain zu behaupten. Sein Fall hätte dann allerdings die Gerechtigkeit seiner Sache nicht gefährdet, eben so wenig wie vielleicht seinen eigenen Glauben, aber dennoch würde der Philister triumphirt haben."

„Ich danke Ihnen, Mr. Linden," sagte sie mit dankbarem Lächeln, „das ist genau die Wahrheit. Aber glauben Sie, daß Doctor Harrison mit dem Philister zu vergleichen ist?"

„Nicht in jeder Beziehung,“ sagte er lächelnd. „Was verstehen Sie unter dem Philister?“

„Ich dachte, Sie stellten ihn an den Platz jenes Philisters,“ sagte Faith.

„Ja, um des Beispiels willen. Aber ich weiß nicht, ob er streng genommen ein Vorkämpfer des Unglaubens genannt werden kann, obschon er auf dieser Seite zu sein vorgiebt. Seine Unterredungen mit mir haben mir noch keine Gewißheit darüber gegeben, wie weit er wohl gehen würde.“

Faith schwieg und versank in stille Gedanken.

Die Tage begannen nun wieder ebenmäßig und wie ein in sein Bett zurückgekehrter Fluß dahinzuströmen. Die Fluth des Geredes war allerdings noch ein Wenig stark; da sich aber Nichts zeigte, was in Bezug auf den unbekannten Jäger, der sich ein so sonderbares Wild für seinen Schuß ausersehen, einiges Licht verbreitet hätte, so nahm die Neugier allmählig eine andere, condensirtere Form an, und die ganze Sache ruhete jetzt in den Gemüthern der Bewohner als das einzige Geheimniß von Pattaquasset. Glückliches Pattaquasset!

Selbst der Umstand, daß Mr. Linden so lange genöthigt war, das Haus zu hüten, machte für die Meisten keinen großen Unterschied. Man hatte ihn, als er ausgehen konnte, ja ohnehin so Wenig gesehen.

Nur die Schüler hatten seine Tagesstunden besessen, und wo er jene Stunden des Zwielichts und des Abends zugebracht, wo er nicht zu Hause war, das wußte Niemand als die arme unbekannte Klasse, welche seine Abwesenheit ebenso betrauerte, wie sie seine Gegenwart gesegnet, nämlich im Stillen. Die Knaben verhielten sich nicht still — aber sie hatten die Entschädigung, daß sie ihn besuchen und des Nachts einer nach dem andern in seinem Zimmer wachen, oder schlafen konnten. Sonntags fand sich allemal die ganze Klasse ein, und wenn Mr. Linden nicht sorgfältige Maßregeln getroffen hätte, so würde Faith mit ihren Lectionen ganz in's Hintertreffen gerathen sein. Er stellte aber einige Regeln fest und hielt auf strenge Handhabung derselben. Erstens empfing er vor Tische Niemanden als den Doctor, und nach dem Thee ebenfalls Niemanden als dieses selbe bevorrechtete Individuum. Zweitens wurden die Lectionen, wenn er im Stande war, sein Zimmer ohne allzugroße Ermüdung zu verlassen, unten abgehalten — gewöhnlich im Speisezimmer, weil dieses am abgeschiedensten war; hier konnten Gäste kommen oder gehen, ohne daß man von ihnen beobachtet oder gestört werden konnte, und oft, wenn Mistreß Derrick eine ganze Stube voll Besuch unterhielt, würde ein plötzliches Verschwinden der dünnen Scheidewand die-

selben Personen sichtbar gemacht haben, über welche man so eifrig sprach.

Wie herrlich waren diese Unterrichtsstunden! Faith's Fortschritte im Rechnen, in der Geographie, im Französischen und in andern Dingen waren rasch, stetig und sicher — sie selbst unermüdlich und ihr Lehrer dies nicht weniger. Natürlich konnte in zwei oder vier Wochen selbst von dem besten Lehrer und dem besten Schüler nur ein Anfang gemacht werden, aber dieser ward gründlich gemacht und das Werk hatte von nun an seinen gesicherten Fortgang.

Die einzigen Abwechselungen während dieser Wochen waren einige Besuche bei Mistreß Custers und das Kommen und Gehen des Doctors. Diesem konnte man den Zutritt nicht verwehren.

Am Montag Abend nach der Abreise des Doctors nach Quilipeak befand sich die kleine Gesellschaft wie gewöhnlich im Wohnzimmer, und man las und besprach eben ein Kapitel aus der physischen Geographie, als die raschen Wagenräder des Doctors nicht blos seine Rückkehr, sondern auch seine Ankunft verkündeten. Mr. Linden machte seiner Schülerin bemerklich, daß es vor der Hand mit der Lection aus sei, und steckte das Buch in die Tasche.

„Freuen Sie sich, mich wiederzusehen?" fragte

der Doctor, indem er die Hand seines Patienten ergriff. Er sah selber ziemlich erfreut aus.

„Wenn ich Ja sagte, so würde ich damit eingestehen, daß ich Ursache dazu hätte. Sie sehen mein Dilemma," bemerkte Mr. Linden lächelnd.

„Nun — wollen Sie damit vielleicht sagen, daß Sie keinen Grund hätten, sich zu freuen?" entgegnete Doctor Harrison. „Was haben Sie denn während meiner Abwesenheit gemacht?"

„Gelesen, geschrieben und Betrachtungen über die Welt im Allgemeinen angestellt."

„Von diesem Centrum Pattaquasset aus?" fragte der Doctor lächelnd. „Mir kommt es allerdings auch vor wie ein Mittelpunkt, aber mehr wie der Mittelpunkt der Erde — in socialer und in politischer Beziehung. Wer hat Ihnen denn Ihren Arm verbunden?"

„Die Dame, welche Sie die Ehre gehabt haben, in dieser Kunst zu unterrichten, Doctor Harrison," entgegnete Mr. Linden.

„Nun, haben Sie Ihre Sache gut gemacht?" fragte Doctor Harrison, indem er sich nach Faith herumdrehete.

„Ich glaube es wenigstens, Sir," entgegnete sie mit bescheidener Zuversicht.

„Ich zweifle nicht im Mindesten daran," sagte

der Doctor. „Ich glaube überhaupt, Sie würden Alles lernen. Haben Sie vielleicht Lust, eine zweite Portia zu werden und mich den Bellarig sein zu lassen?"

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Doctor Harrison."

„Kennen Sie nicht die Geschichte der Portia in dem „Kaufmann von Venedig"?"

„Ich habe sie nie gelesen."

„Sie war ein gefährlicher Charakter," sagte der Doctor. „Portia, Miß Derrick, wünschte nicht blos Jemandem das Leben, sondern auch den guten Ruf zu retten — doch warum soll ich Ihnen die Geschichte erst weitläufig erzählen — ist ein Shakespeare hier?"

„Nein, wir haben keinen," sagte Faith ruhig.

„Das nächste Mal, wenn ich wiederkomme, will ich das Stück mitbringen, wenn Sie es erlauben," sagte er, neben Faith Platz nehmend, „und Ihnen etwas Interessanteres vorzutragen suchen als meine erste Lection war. Wie soll ich Ihnen übrigens danken, da Sie mir meine Arbeit besorgt haben?"

„Es war meine Arbeit geworden."

„Nichtsdestoweniger bin ich in Ihrer Schuld — mehr als Sie wissen können, ohne selbst Arzt zu sein. Ich habe übrigens Etwas, was ich Ihrer Besichtigung zu unterbreiten und worüber ich Ihren Rath zu hören

wünsche. Bis übermorgen wird es hoffentlich in dem Stande sein, um gezeigt werden zu können. Wenn ich könnte, so würde ich es mit hierherbringen, dies aber ist nicht möglich und ich erlaube mir daher die Frage, ob Sie sich dazu verstehen wollen, deßhalb einen Weg zu machen?"

„Wo ist es denn?"

„Nicht weit, aber dennoch werden Sie deßhalb einige Schritte thun müssen."

Faith erklärte, sie habe schwerlich Zeit, nach irgend Etwas zu gehen, ließ sich jedoch endlich überreden, und der nächste Donnerstag ward zu der Expedition festgesetzt. Als der Tag aber kam, war der Gegenstand, mochte es nun sein was es für einer wollte, nicht fertig, und die Schaustellung ward daher auf unbestimmte Weise verschoben.

Viertes Kapitel.

Diese Wochen gingen eben so wie andere zu Ende, und Mr. Linden machte endlich seinen Schülern bekannt, daß seine Gefangenschaft zu Ende sei. Auf Anrathen des Arztes nahm er jedoch Squire Stoutenburgh's Anerbieten, ihm täglich seinen verschlossenen Wagen zur Verfügung zu stellen, dankbar an, bis seine Kräfte vollständig zurückgekehrt sein würden.

Am Montage Morgen wollte er sein altes Tagewerk der Schulpflichten wieder beginnen, obschon er nach der Meinung seiner Freunde noch nicht ganz dazu fähig war, und der Arzt behauptete geradezu, es sei einen ganzen Monat zu früh. Auch war sein Aussehen in der That noch von der Art, daß Mistreß Derrick, als sie am Montage früh beim Frühstücke saßen, bei sich selbst im Stillen meinte, Doctor

Harrison hätte doch ein Mittel ausfindig machen sollen, seinen Patienten noch länger im Hause und von der Arbeit fern zu halten.

Es war ein kalter Morgen, ächter November, mit am Himmel dahinjagenden grauen Windwolken, durch welche nur dann und wann ein kalter Sonnenstrahl hindurchfiel. Die Bäume waren ihres Blätterschmuckes beraubt und schwenkten ihre kahlen Aeste hin und her. Die Möven schwebten über dem Mong auf und ab, als ob sie sich an den grimmigen Stößen des Nordwindes erfreuten — die Schiffe refften die Segel ein oder steuerten unter kahlen Spieren. Der Wind rüttelte an den Fenstern und trieb ganze Haufen welker Blätter in die Vorhallen hinein, als ob er die ganze Welt zusammenfegen wollte. In Mistreß Derrick's kleinem Speisezimmer war es allerdings warm genug und der Fußboden auf andere Weise gefegt, aber selbst hier drang der Wind ein, so oft die Küchenthür sich öffnete.

„Mr. Linden," sagte Faith, nachdem sie einen Blick auf das unfreundliche Aussehen des Himmels geworfen, „ich wollte, Sie gäben Ihren Schülern heute wenigstens noch einen halben Feiertag."

„Ich glaube, dieser Wunsch würde von dreißig, oder doch wenigstens von zwanzig Stimmen unterstützt werden."

„Ich glaube nicht, daß diese Wünsche Beachtung verdienen würden, wohl aber verdient sie der meinige, Mr. Linden. Ich meine, der Grund dazu.“

„Und worin besteht dieser Grund, Miß Faith?“

„Ich fürchte, Sie sind für ein ganzes Tagewerk noch nicht wieder kräftig genug — in der Schule nämlich,“ setzte sie lächelnd hinzu.

„Sie wissen nicht, was Sie verlangen! Wenn ich zu Hause bleibe, so werde ich den ganzen Nachmittag Nichts als Französisch sprechen.“

„Nun,“ rief Faith, „dann brauchte ich ja blos still zu sein, das könnte ich schon ertragen.“

„Aber ich nicht und Sie würden es nicht. Jedoch, Sie brauchen keine Angst zu haben, Miß Faith; ich darf nicht zu Hause bleiben.“

Sie machte ein ernstes Gesicht, sagte aber weiter Nichts.

Der Wind war an diesem Tage draußen nicht geschäftiger als die Bewohner des Hauses in demselben. Fleißige, rasche Hände bewegten sich im Milchhause und der Küche umher, und ein rühriger, fähiger Verstand beschäftigte sich mit Rechenaufgaben und Sprachexercitien in dem Studirzimmer, wo es Faith am besten gefiel und wo sie am ungestörtesten war. Lange vor der Tischzeit aber war sie auch schon wieder in der Küche, um ihrer Mutter hier beizustehen.

„Mutter," sagte sie, „Du kannst gar nicht glauben, wie sehr ich mich heute fürchte, Mr. Linden nach Hause kommen zu sehen! Er will kein Wort Englisch mit mir sprechen."

„O, das wird er schon thun, wenn Du kein Wort Französisch mit ihm sprichst," bemerkte Mistreß Derrick schlau. „Was fürchtest Du denn, Kind?"

„Ich fürchte mich, diese französischen Worte sprechen zu müssen," sagte Faith seufzend.

„Aber Du hast sie ihm ja schon vorgelesen," sagte ihre Mutter. „Ich glaube nicht, daß außer mir sich Jemand vor ihm fürchten könnte. Aber wenn Du es einmal nicht gern thust, warum sagst Du es ihm dann nicht?"

Faith schüttelte den Kopf und war bald mit ihren Küchenarbeiten so eifrig beschäftigt, daß sie ihre Furcht darüber vergaß, und als sie nach einiger Zeit, mit einer Schüssel in den Händen, in das Speisezimmer trat und Mr. Linden darin anwesend fand, fragte sie ihn sogar — das getroffene Abkommen wegen des Französischsprechens ganz vergessend — in ihrer Muttersprache, wie ihm sein Morgentagewerk bekommen sei?

Ehe sie aber noch ganz ausgeredet hatte, besann sie sich, oder ward durch Mr. Linden's bedeutsame Miene auf ihren Verstoß aufmerksam gemacht. Schnell,

wie ein Pfeil, eilte sie daher, noch ehe Mr. Linden antworten konnte, wieder hinaus. Sie war so erschrocken, daß sie nicht einmal mit ihrer Mutter Englisch zu sprechen wagte und sich mit der Augensprache zu helfen suchte.

Indessen, es half Alles Nichts, und als sie bei Tische saßen, mußte sie wohl oder übel die Fragen, die ihr Lehrer an sie that, in derselben Sprache, deren er sich bediente, zu beantworten suchen. Natürlich machte er ihr dies so leicht als möglich. Er war ein wundervolles Wörterbuch, er errieth sogleich, was für ein Wort ihr fehlte, und corrigirte ihre fehlerhafte Construction oder Aussprache so geschickt und beiläufig, daß die Furcht seiner Schülerin durch ihr wachsendes Interesse an der Sache selbst verdrängt ward.

Nach Tische fuhr Mr. Linden wieder in seine Schule, und der Nachmittag verging und die Sonne ging zu Bett und die Nacht begann ihre Lichter anzuzünden.

Faith stand am Fenster — es war zu kalt, um draußen zu sein — und sah den rothen Schimmer von Erde und Himmel hinwegschwinden und die kalten, nackten Sterne einen nach dem andern sichtbar werden. Dann begannen die Knaben vorbeizuziehen — einige in Trupps, andere allein. Mr. Linden's

Wagen kam ein wenig später als sie Alle, aber er kam endlich.

„Nun, Mr. Linden," sagte Faith, als er eintrat, „ich freue mich, nun wieder mit Ihnen ohne Zwang sprechen zu können. Sind Sie recht müde?"

„Ein wenig allerdings; was haben Sie den ganzen Tag gemacht?"

„Ich habe meine Lectionen gelernt und mich bemüht, zu sehen, wie weit ich es wohl allein bringen könnte."

„Worin denn?" fragte er.

„In meinen Studien — durch Bücher, Mr. Linden."

„Sind Sie meiner Hülfe schon überdrüssig, Miß Faith?"

„O nein, aber glauben Sie, ich könnte zugeben, daß Sie mir noch so viel Zeit widmen wie zeither, da Sie nun auf andere Weise in Anspruch genommen sind? Natürlich will ich stets bei Ihnen Hülfe suchen, wenn ich ohne diese nicht weiter kommen kann."

Es trat eine Pause ein. Der Thee ward gebracht und genossen, und man unterhielt sich von verschiedenen Dingen, bis endlich Faith aufstand, sich hinter Mr. Linden's Stuhl stellte und sich auf die Lehne desselben stützte.

„Mr. Linden," sagte sie, „ich möchte Sie Etwas fragen."

„Thun Sie das, Miß Faith," entgegnete er.

„Ich möchte Sie fragen," hob sie verlegen und zögernd wieder an, „ob Sie sich wohl dazu verstehen würden, hier mit uns das Abendgebet zu verrichten und dazu auch Cindy und Mr. Skip hereinkommen zu lassen."

„O, sehr gern," sagte Mr. Linden, „wie könnte ich Etwas dagegen haben? Miß Faith — warum stellen Sie sich hinter mich? Fürchten Sie sich vor mir?"

Mit diesen Worten erhob er sich, ergriff Faith's Hand und nöthigte sie, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

„Mr. Linden," sagte Faith, nachdem sie sich gesetzt, „wünschen Sie, daß ich Cindy und Mr. Skip hereinrufe, oder wollen Sie es thun?"

Er errieth aus dieser Frage ihren Wunsch.

„Ich bin bereit, es zu thun, Miß Faith," entgegnete er; „soll es gleich jetzt geschehen?"

„Ich glaube allerdings, jetzt wäre die beste Zeit," sagte Faith, „denn später werden die guten Leute schläfrig sein."

Mr. Linden erhob sich und begab sich sofort nach der Küche.

Cindy und Mr. Skip — ein Mittelding zwischen Verwalter und Knecht — sahen den Eintretenden mit nicht wenig verwunderten Blicken an, denn sie konnten sich nicht erklären, was denselben zu ihnen führte.

„Mr. Skip,“ sagte Mr. Linden, „ich glaube, so lange als Gott uns jeden Tag hier zusammen erhält, sollten wir ihm auch jeden Abend gemeinschaftlich dafür danken. Ich wünsche daher, daß Ihr und Cindy mit in das Wohnzimmer kommt — wir wollen heute Abend mit Erfüllung dieser Pflicht beginnen.“

„Wie?“ fragte Mr. Skip, der theils nicht verstand, theils seinen eignen Ohren nicht recht traute.

Mr. Linden wiederholte seine Worte mit einer Ruhe und Deutlichkeit, die keinen Zweifel mehr übrig lassen konnte.

„Nun,“ sagte Mr. Skip, „was sollen wir dabei thun?“

„Ihr sollt mit mir kommen.“

„Nun so kommt, Cindy,“ sagte Mr. Skip und folgte mit dieser Mr. Linden in das Zimmer.

Mistreß Derrick, in welcher alte Erinnerungen zu erwachen schienen, hatte die alte Bibel neben die Lampe gelegt und saß jetzt, den Kopf in die Hand stützend, da, ohne aufzublicken, als die Drei herein-

traten. Faith saß mit gefalteten Händen auf einem niedrigen Stuhle am Feuer.

Es war lange her, seitdem ein solcher Gottesdienst in diesem Hause gehalten worden. Wilde, bittere Stürme des Kummers und des Leidens waren vorangegangen und hatten sich nur im Laufe der Jahre wieder zur Ruhe und Stille abgeklärt. Der Sonnenschein, den diese Jahre gesehen, war von Faith ausgegangen; der sich laut aussprechende Glaube aber, welcher selbst ihr zum Schmucke gereicht haben würde, war unbekannt gewesen. Das Lesen und Beten an diesem Abende war für Mistreß Derrick daher eine so lebendige Erneuerung längst entschwundener Dinge, daß sie es kaum ertragen konnte.

Das Gebet ging zu Ende, und als die beiden Dienstleute das Zimmer wieder verlassen hatten, um in die Küche zurückzukehren, kam Mistreß Derrick auf Faith zu, schlang ihre Arme um sie, küßte sie erst auf die eine, dann auf die andere Wange, drehte sich dann herum und verließ das Zimmer. Faith blieb ruhig sitzen und ihr Herz war von solcher Freude erfüllt, daß auch das Haupt sich unter dieser Last neigte.

Fünftes Kapitel.

Die Ruhe dieses sehr friedlichen Abends ward durch einen Besuch von Doctor Harrison auf kurze Zeit unterbrochen. Er kam, wie er sagte, um zu sehen, wie Mr. Linden sich nach seinem Tagewerke fühle, und um Faith zu sagen, daß seine Schaustellung für sie bereit sei, und nur auf einen sonnenhellen Tag und ihre Anwesenheit warte. Man verabredete demgemäß, daß, wenn die Sonne für den nächstfolgenden Nachmittag nicht verfehle, zum Vorschein zu kommen, dies auch mit Faith nicht der Fall sein solle.

Der Dienstag war schön und der Nachmittag prachtvoll sonnenhell. Die Schritte des Doctors erreichten Mistreß Derrick's Thür, jedoch um einige Minuten später als er sich vorgenommen hatte.

Die Hauptgasse von Pattaquasset hinunter gingen vor Doctor Harrison die ihm wohlbekannte Gestalt

des Squire Stoutenburgh, so wie die ihm weniger bekannte des Squire Deacon. Die Annäherung des Doctors verschaffte diesem die Ehre, dem letztgenannten Gentleman vorgestellt zu werden — entweder weil der Squire es wünschte, oder weil der andere Squire seines Begleiters überdrüssig war und von ihm loszukommen wünschte — was er auch that, sobald die Vorstellung vorüber war.

„Squire Deacon wünscht sehr von Mr. Linden's Befinden unterrichtet zu werden, Doctor," sagte er, „ich verweise ihn deßhalb an Sie."

Der Doctor verneigte sich und gab zu verstehen, daß er die Ehre haben würde, Mr. Deacon's Frage zu beantworten.

„Wie geht's denn mit ihm?" fragte Squire Deacon, die ihm auf diese Weise auferlegte sociale Pflicht wohl fühlend.

„Es ist Hoffnung vorhanden, daß er in einigen Wochen wieder den früheren Grad von Kraft und Wohlsein erlangt haben wird."

„In einigen Wochen?" sagte der Squire Deacon; „geht er denn nicht schon wieder in die Schule?"

„Er fährt hin, so viel ich weiß," sagte der Doctor. „Haben Sie ihn vielleicht schon gekannt, ehe er hierher kam, Sir?"

„Nein, ich hatte nicht eher diese Ehre, als bis

ich selbst hierher kam. Ich kenne überhaupt Niemanden, der ihn früher gekannt hat," sagte Squire Deacon, „und irgendwoher muß er doch sein."

„Das ist die Frage," entgegnete Doctor Harrison, indem er die Augenbrauen ein wenig emporzog. Squire Deacon war jedoch nicht der Narr, wofür Doctor Harrison ihn hielt, und ein schlaues Blinzeln seines Auges verrieth dies.

„Es ist kein Wunder, daß Sie ihm nicht gut sind, Doctor," sagte er in nachlässigem Tone. „Mr. Linden ist ein schöner Mann, aber auf manchen Straßen ist fast jedes Räderpaar zu viel."

„Mit einer Schubkarre bin ich niemals gefahren, Sir," sagte der Doctor. „Mit Ihnen ist dies der Fall, nach Ihrer Anspielung zu urtheilen. Darf ich fragen, ob Sie mir noch fernere Befehle zu ertheilen haben?"

„Schubkarren haben in der Regel blos ein Rad," sagte Squire Deacon gelassen.

„Das verstehen Sie freilich besser als ich, Sir. Darf ich wissen, weßhalb Sie um Mr. Linden's Gesundheitszustand so besorgt sind?"

„Ich glaube nicht gesagt zu haben, daß ich besorgt darum sei," bemerkte Squire Deacon. „Wenn Jemand so lange an einem Orte gelebt hat wie er, so ist es nicht zu verwundern, wenn die Leute fragen,

ob er noch länger dableiben wird. In meinem Hause denken sämmtliche Frauenzimmer, er sei schon todt und begraben."

„Ah, bei diesen ist er wohl sehr beliebt?"

„Bei Andern auch, so viel ich weiß," entgegnete der Squire. „Ich freilich kann Dem, was Mr. Simlins und der Pfarrer Somers von ihm sagen, nicht beitreten; ich kann es einmal nicht, Doctor, selbst wenn auch Sie auf seiner Seite wären."

„Was haben Sie denn gegen ihn?"

„Ich sage Nichts gegen ihn," sagte Squire Deacon, „ausgenommen, daß er ein schöner Mann ist, wenn das nämlich Etwas gegen ihn sagen heißt."

„Wünschen Sie noch weiter Etwas über diesen Gegenstand zu bemerken?"

„Nein, wenn Sie in diesem Tone fragen," entgegnete Squire Deacon, indem er ihn lächelnd ansah. „Es kann Nichts nützen, sich so zu ereifern, Doctor, blos weil ihm Jemand gute Reise wünscht. Ich kann Ihnen aber eben so gut einen nochmaligen Sturz aus dem Wagen wünschen und Ihre Pferde werden Ihnen auch schon einen solchen möglich machen. Mir ist es einerlei und anderen Leuten wahrscheinlich auch."

„Wie heißen Sie denn eigentlich, Sir?" fragte der Doctor, indem er ihn mit den Blicken maß.

„Mein Name ist Sam Deacon," sagte der Squire mit der ihm eigenthümlichen verstockten Ruhe, „Ihr Vater und ich sind stets gute Freunde mit einander gewesen."

„Dann, Mr. Deacon, werden Sie die Güte haben, anzunehmen, daß ich mit der Besorgung von Mr. Linden's Geschäften nicht beauftragt bin; da ich aber ein Freund von ihm bin, so werde ich ihm mittheilen, daß Sie sich für die Sache interessiren. Sind Sie damit zufriedengestellt, Sir?"

„Ihre Angelegenheiten sind es, Doctor, von welchen ich spreche — nicht die seinen," sagte Squire Deacon. „Ich glaube, ich habe dazu ein so gutes Recht wie alle übrigen Bewohner von Pattaquasset, ohne dadurch Anstoß zu geben. Ich wollte Ihnen blos mein Kompliment machen, Doctor, und wenn Sie davon Nichts wissen wollen, nun, so schadet es weiter Nichts. Ich wünschte blos zu wissen, warum Sie so aufgeregt und eifrig wären."

„Weiter Nichts?" fragte der Doctor, als ob er Alles zu wissen wünschte, ehe er antwortete. „Dann ist meine Antwort leicht. Erstens, Mr. Deacon, habe ich keine Angelegenheiten — deßhalb ist es unmöglich, darüber zu sprechen. Zweitens, wenn ich Ihre Komplimente brauche, so werde ich Ihnen erst die meinigen zusenden; was aber Ihre dritte Frage betrifft,

so gestehe ich, daß ich dieselbe nicht recht zu beantworten weiß, denn das Einzige, was mich jetzt in Aufregung und Eile versetzt, ist mein Frühstück! Leben Sie wohl!"

Mit diesen Worten setzte der Doctor so rasch als möglich seinen Weg nach Mistreß Derrick's Hause weiter fort. Faith hatte sich bereits fertig gemacht, und er trat mit ihr sofort den Rückweg an.

Es war jetzt nicht die Tageszeit, wo man in der Regel vielen Leuten begegnet; ein bekanntes Gesicht trafen sie jedoch, nämlich den Squire Deacon. Faith's Gesicht suchten seine Augen nicht, hefteten sich aber mit ganz besonderem Nachdrucke auf den Doctor.

In dem Hause seines Vaters angelangt, führte der Doctor seine Begleiterin in das Bibliothekzimmer und schloß hier die Thür eines kleinen Kabinets auf.

Auf einem Tische am Fenster im vollen Sonnenscheine stand der Gegenstand ihres Besuchs. Es war weiter Nichts als ein schönes kleines Aquarium, aber für Faith's Augen hätte Nichts herrlicher und neuer sein können. Während sie mit stummem Entzücken die Wunder des Gefäßes betrachtete, begann der Doctor ihr die verschiedenen Bedeutungen desselben zu erklären. Er verbreitete sich über die Gewohnheiten und Eigenschaften der verschiedenen Bewohner des Aquariums, er sprach über das Gleichgewicht

des vegetabilischen und animalischen Lebens und wodurch Beide erhalten würden; er sagte, welches Geschöpf von dem andern lebte, welche Function ein jedes in der kleinen Section des Oceans, in welcher sie lebten, verrichtete, und indem er dann die Seeanemonen zum speciellen Gegenstande seines Vortrags wählte, erzählte er davon so interessante Dinge, daß Faith völlig Zeit und Ort darüber vergaß. Mehr verlangte Doctor Harrison nicht.

„Glauben Sie,“ sagte er, während Faith zusah, wie die Anemonen sich nährten, „glauben Sie, daß Mistreß Derrick diesem Dinge einen Platz in ihrem Hause einräumen würde?“

Faith sah ihn an, verstand ihn aber nur halb.

„Ich bin nicht immer hier,“ sagte der Doctor nachlässig, während er der gefräßigen Pflanze noch ein Stück Fleisch zuwarf, „und ich wünschte sehr, daß es irgendwo stünde, wo es gut in Acht genommen würde. Wenn ich es Sophy nur eine Woche überließe, so könnte ich versichert sein, bei meiner Rückkehr zu finden, daß die Pflanzen und die Thiere einander aufgefressen hätten. Würden Sie sich daher wohl dazu verstehen, diesen Miniatur-Ocean eine Zeitlang in Ihr Haus aufzunehmen, Miß Faith? Sie würden mir dadurch eine Gefälligkeit erzeigen.“

„O, ich würde es sehr gern thun,“ sagte Faith.

„Nur würde ich fürchten, daß es zerbrechen könnte, Doctor Harrison.“

„Das fürchte ich nicht,“ sagte er. „Bei Ihnen ist diese Gefahr weniger drohend als hier. Wie ich Ihnen schon sagte, Sophy versteht von solchen Dingen Nichts und interessirt sich auch nicht dafür. Sie würde diese Thiere entweder überfüttern oder verhungern lassen. Bei Ihnen dagegen wären sie gut aufgehoben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Sie sich dafür interessiren.“

Die Sonnenstrahlen hatten das Fenster verlassen, ehe noch Faith bemerkt hatte, daß der Nachmittag ziemlich zu Ende war. Miß Harrison war nicht zu finden und dies war ihr in dem gegenwärtigen Falle ganz recht.

Sie machte sich demgemäß mit dem Doctor auf den Heimweg und hatte denselben ungefähr zur Hälfte zurückgelegt, als Fußtritte sich hinter ihnen hören ließen, und Reuben und Sam Arm in Arm vorbeieilten, oder vielmehr stehen blieben und Guten Abend sagten.

„Haben Sie heute Abend schon Mr. Linden gesehen, Doctor Harrison?“ fragte Sam.

„Nein,“ entgegnete der Doctor.

„Oder Sie, Miß Faith?“ fragte Reuben.

„Nein, Reuben — ich bin ja eben erst auf dem Wege nach Hause. Was ist denn mit ihm?"

„Er ward ohnmächtig in der Schule," sagte Sam, „aber er erholte sich sehr bald wieder und sagte, es hätte Nichts zu bedeuten. Wir wollten nun eben hingehen, um zu sehen, wie er nach Hause gekommen wäre, und ich glaubte, der Doctor könnte uns Etwas sagen."

Ohne weiter zu warten, setzten die beiden Knaben sich sofort wieder in Galopp und waren bald nicht mehr zu sehen.

Faith und der Doctor beschleunigten ebenfalls ihre Schritte und es dauerte nicht lange, so erreichten sie das Haus.

Der Anblick, welchen das kleine Wohnzimmer darbot, hatte nichts Beunruhigendes. Mistreß Derrick saß und strickte, Mr. Linden hatte gelesen und sprach jetzt halb lachend, halb scheltend mit den beiden Knaben, die vor ihm standen.

Faith trat ruhig ein, mit einem Gesichte, in welches selbst das rasche Gehen nicht die Röthe emporzutreiben vermocht hatte. Sie sagte Nichts, der Doctor dagegen desto mehr.

„Was ist denn das, Linden?"

„Ihr Knaben," sagte der Angeredete in ruhigem Tone, „geht nun nach Hause — ich glaube, ich kann

leben, ohne einen von Euch Beiden bis morgen früh wiederzusehen. Was giebt's, Doctor Harrison?"

„Diese Frage that ich eben an Sie," sagte der Doctor, während Faith zu ihrer Mutter schlich, neben ihr Platz nahm und sie leise befragte. Mistreß Derrick wußte aber Nichts und hatte, wie es schien, noch Nichts gehört.

„Die Aufgabe, die Sache auseinander zu setzen, kommt Ihnen zu," sagte Mr. Linden. „Sie sprechen, als ob Sie einen Verhaftsbefehl in der Tasche hätten."

„Linden," sagte der Doctor in theilnehmendem Tone, „was war der Grund, aus welchem Sie heute ohnmächtig geworden sind?"

„Was für Unsinn haben denn diese Knaben geschwatzt!" sagte Mr. Linden. „Allerdings ward mir ein wenig unwohl, aber von einer eigentlichen Ohnmacht war keine Rede."

„Aber was war denn die Ursache?"

„Ich hatte mir, durch mein gestriges Wohlbefinden keck gemacht, heute ein wenig zu viel zugetraut."

„Das müssen Sie nicht wieder thun," sagte der Doctor ernst.

„Was haben Sie denn den ganzen Nachmittag gemacht?" fragte Mr. Linden. „Ich erwarte zu hören, daß Sie in einem Kanalboote die große Pyramide

hinaufgesegelt sind, oder in einer chinesischen Laterne eine Fahrt längs der Küste von Japan gemacht haben.“

„Sie haben es beinahe getroffen,“ sagte der Doctor, „wir haben es gemacht wie die weisen Männer von Gotham — ich weiß nicht gleich, wo ich von ihnen hörte — die in einer Tonne zur See gingen. Wissen Sie übrigens, daß Sie mir durch Ihr Unwohlsein heute Nachmittag großen Schaden zugefügt haben?“

„Ich möchte wissen, inwiefern.“

„Insofern als Sie mich bei halb Pattaquasset in Mißcredit gebracht haben, weil ich Sie zu früh habe ausgehen lassen. Mistreß Derrick hat mir dieses neue Vergehen jedenfalls schon auf's Kerbholz gebracht und wird mir endlich ein Sündenregister vorlegen, welches mich vollständig zu Boden drückt.“

Faith hatte das Zimmer auf eine Minute verlassen, und begann, als sie zurückkam, den Tisch zum Thee fertig zu machen. Doctor Harrison's Augen folgten ihr. Sie schaute nicht so aus, wie sie seine Anemonen angeschaut. Ruhig, sanft und ernst ging sie um den Tisch herum, räumte die Bücher hinweg und stellte die Tassen und Teller auf.

Der Doctor wollte nicht dableiben, obschon er

dazu aufgefordert ward. Er ging fort und der Thee ward aufgetragen.

Nachdem man damit fertig war, erbot sich Mr. Linden, die gewöhnlichen Lectionen mit Faith vorzunehmen, und obschon diese anfangs einwendete, daß sein Zustand ihm höchstwahrscheinlich eine solche Anstrengung nicht gestatte, so wollte er doch davon Nichts hören, sondern that, wie er sich einmal vorgenommen.

Der Vorschlag des Doctors in Bezug auf das Aquarium war Mistreß Derrick sehr unangenehm. Sie merkte recht wohl, was für Absichten er damit verband. Faith hatte natürlich keine Ahnung davon, aber es war auch nicht gerathen, sie davon in Kenntniß zu setzen. Deßhalb ward das Aquarium nach einigen Tagen gebracht, und da Faith fand, daß Mr. Linden ihr da nöthig bei der Abwartung desselben behülflich sein konnte, so nahm sie diese Verantwortlichkeit mit um so leichterem Herzen auf sich. Es ward an ein sonniges Fenster gestellt, und manche glückliche Minute stand oder saß Faith hier, um dem gierigen, rastlosen Treiben der Wasserthiere und Polypen zuzusehen.

Der einzige Uebelstand dabei war, daß auch andere Leute es zuweilen sahen, und hörten, wie es hierhergekommen war, und andere Leute — das

wußte Faith — zogen oft sehr lächerliche Schlüsse aus Nichts — Schlüsse, die, obschon lächerlich, doch unangenehm waren. Indessen, sie wußte am besten, wie es hergekommen und wie einfach die ganze Sache war, und in ihrer Naivetät und Einfalt fiel es ihr nie ein, sich über lächerliche Dinge allzusehr zu beunruhigen.

Es muß hierbei bemerkt werden, daß auch noch eine andere Person wußte, wie das Aquarium hierher gekommen war, und zuweilen Vergnügen daran fand, es in Augenschein zu nehmen. Es geschah dies gewöhnlich des Nachmittags, wenn Mr. Linden nicht zu Hause und Faith nicht mit häuslichen Verrichtungen beschäftigt war. Angenehme Gespräche wurden über dem Aquarium gepflogen, denn was sich über alte und neue Entdeckungen in diesem Bereiche sagen ließ, ging in's Unendliche. Die Unterhaltung ging dann oft auch auf andere Dinge, religiöse oder wissenschaftliche, je nachdem der Fall war, über, und war demgemäß geistreich, witzig, mannichfaltig, stets aber interessant.

Und so verging die Zeit und der 29. November rückte immer näher heran. Faith machte in allen Gegenständen ihres Unterrichts sehr gute Fortschritte, selbst in dem Französischsprechen bei Tische, und so schwer es ihr anfangs ankam, so wußte Mr. Linden

überall, wo es ihr fehlte, so gut nachzuhelfen, daß sie bald mehr Vertrauen zu sich selbst gewann und die Sache nicht so schwierig fand, als sie anfangs gedacht hatte. Mit dem Doctor kam Mr. Linden jetzt nicht oft mehr zusammen, denn Ersterer machte, wie wir so eben andeuteten, seine Besuche während der Schulzeit. Am öftersten trafen sie sich da, wohin der Doctor am seltensten kam — in jenen Zimmern, wohin Doctor Harrison sich zuweilen von seinem Berufe führen ließ, und wohin Mr. Linden durch Etwas geführt ward, was außerhalb seines Berufes lag. Zuweilen sahen sie sich hier blos, zuweilen gingen sie auch mit einander nach Hause, und die Freundschaft schien, eine so seltsame sie auch war, doch immer fester zu werden.

Mr. Linden mochte nach Hause kommen, wenn er wollte, so sah sein Zimmer aus, als wenn es so eben von Jemandem verlassen worden wäre. Das Feuer war allemal in bestem Zustande, der Heerd sauber zusammengekehrt, die Temperatur angenehm, mochte die Witterung draußen sein wie sie wollte — die Bücher, die Papiere, der Tisch in gewohnter Ordnung oder Unordnung, und so frisch, als ob hier niemals Staub fiele. Die Fee des Platzes war aber niemals zu sehen.

Sechstes Kapitel.

Der 29. November fiel auf einen Mittwoch, und dieser Umstand erlaubte Mistreß Stoutenburgh, ihre Hauptmahlzeit zu einer früheren Stunde zu veranstalten als dies außerdem möglich gewesen wäre. Zu dieser Mahlzeit wurden die zwei älteren Gäste eingeladen — die Knaben sollten blos zum Abendbrote kommen — und vier Uhr war die bestimmte Stunde.

Bis gegen drei Uhr las und studirte Faith mit ihrem Lehrer, dann aber nahmen andere Pflichten ihre Aufmerksamkeit in Anspruch.

„Wenn ich bei Tische neben Ihnen sitzen könnte, Miß Faith," sagte Mr. Linden, als er die Bücher zuklappte, „so könnten wir fortwährend Französisch

mit einander sprechen, aber dazu ist keine Aussicht vorhanden."

Faith legte auf den Wunsch ihrer Mutter ihr bestes Kleid an — ein schwarzseidenes. Der Schnitt desselben war ein ganz einfacher und kein Ausputz weiter daran zu sehen als ein schmaler weißer Spitzenbesatz um den Hals und um die Aermel herum.

Als Faith mit ihrer Toilette fertig war und sich warm eingehüllt hatte, ging sie hinunter und Mr. Linden stieg mit ihr in den bereits harrenden Wagen der Stoutenburgh's, der sie in sehr kurzer Zeit an Ort und Stelle brachte.

Sam empfing Faith's Glückwünsche mit verlegener Miene und ihr schwarzseidenes Kleid schien einen noch gewaltigern Eindruck auf ihn zu machen als ihr weißmusselinenes bei einer frühern Gelegenheit.

Auf alle Fälle sprach er nur wenig, und obschon er den Ehrenplatz an Miß Faith's Seite erhielt, so trug er doch anfangs zu ihrer Unterhaltung nicht eben viel bei.

Das Mahl selbst war so, wie es sich von dem Squire und seiner Frau erwarten ließ — gut, solid, reichlich und heiter. Auch an Conversation fehlte es nicht, und wenn Mr. Linden dann und wann Sam aus seinem Hinbrüten aufrüttelte, so eröffnete der

Squire dagegen fortwährend scherzhafte Angriffe auf Faith.

„Miß Faith," sagte er unter andern, „wissen Sie, daß Sie die Neugier unserer guten Stadt Pattaquasset sehr viel und oft beschäftigen?"

„Ich, Sir!" rief Faith erstaunt, „inwiefern denn?"

„Man sagt von Ihnen Zweierlei," entgegnete der Squire. „Das Erste ist, daß Sie niemals ausgehen. Bemühen Sie sich nicht, diesem zu widersprechen, sondern sagen Sie mir blos den Grund. Wir sind ja hier ganz unter uns."

„Ich gehe aber sehr oft aus, Mr. Stoutenburgh," sagte Faith.

„Habe ich Ihnen nicht so eben gesagt, Sie sollten mir nicht widersprechen? Ach, Miß Faith — junge Damen wollen niemals guten Rath annehmen. Also das Erste ist, wie ich sagte, daß Sie niemals ausgehen. Das Zweite," setzte der Squire lachend hinzu, „ist, daß Sie ausgehen!"

„Aber, Sir," sagte Faith heiter, „Beides kann doch nicht zugleich wahr sein, obschon Eins wie das Andere an und für sich durchaus nichts Schlimmes ist."

„Ich möchte blos wissen," sagte Mr. Linden,

„wer an Ihrer Thür Wache hält, daß man Alles so genau weiß.“

„Squire Deacon!“ rief Sam. „Ich sehe ihn sehr oft dort.“

„Wohl wenn Du ihn ablösest,“ entgegnete Mr. Linden lächelnd.

„Also deßwegen ist der Squire wiedergekommen?“ sagte Mr. Stoutenburgh. „Ich dachte, Jemand trüge die Schuld wegen seines Fortgehens.“

„Na, diese Schuld wäre leicht zu verzeihen,“ sagte Mistreß Stoutenburgh. „Ich hatte neulich eine Unterredung mit Sam — mit Sam Deacon nämlich,“ sagte der Squire, „und es lag ihm viel daran, Doctor Harrison's Bekanntschaft zu machen. Da der Doctor uns gerade in den Weg kam, so verschaffte ich Sam die gewünschte Gelegenheit sofort, und ich glaube, daß der Doctor mir dafür sehr dankbar gewesen ist. Sie, Miß Faith, sind mit dem Doctor wohl nun auch so ziemlich bekannt geworden?“

„Ja, sehr gut,“ sagte Faith ruhig, obschon sie fühlte, daß dieses Terrain für sie ein etwas unsicheres war.

„Was für ein Mann ist er denn eigentlich?“

„Kennen Sie ihn denn nicht, Mr. Stoutenburgh.“

„Nein — das heißt, nur ganz oberflächlich,

Miß Faith; auch wünsche ich nicht, ihn genauer kennen zu lernen. Ich habe nicht gerade eine geringe, aber auch keine sehr hohe Meinung von ihm. Das Urtheil eines Knaben ist manchmal eben so richtig als das eines Mannes, und unter den Knaben ist er nicht beliebt. Ich glaubte, nach jener Schaustellung würde er es sein — aber er ist es nicht."

„Aber, lieber Mann," rief Mistreß Stoutenburgh, „wenn Du ihm nicht gewogen bist, warum sprichst Du denn von ihm?"

„Laß mich doch!" entgegnete der Squire etwas ungeduldig. „Warte nur erst, wo ich hinaus will. Mr. Linden und ich wünschen uns über gewisse Dinge aufzuklären. Was für ein Mann ist der Doctor, Miß Faith? Sie sagten, Sie kennten ihn so ziemlich — finden Sie auch „so ziemlichen" Gefallen an ihm?"

„O ja, Mr. Stoutenburgh; ich finde Gefallen an ihm — in gewissen Beziehungen."

„Hm," sagte der Squire, indem er Faith ein ganz besonders gut ausgewähltes Stück Entenbraten auf den Teller legte, „wollen Sie mir vielleicht sagen, was Sie unter gewissen Beziehungen verstehen? Meine Frau bedient sich dieses Ausdrucks ebenfalls sehr häufig, aber ich habe noch nie dahinter kommen können, was sie eigentlich damit sagen will."

„Ich glaube, dieser Ausdruck bedeutet weiter Nichts als verschiedene Dinge in verschiedenen Fällen," sagte Faith lächelnd.

„Wirklich?" sagte der Squire, indem er seine Blicke um den ganzen Tisch herumschweifen ließ. „Ich will Ihnen Etwas sagen, Miß Faith. Wenn ich da neulich auf jene Wiese geschleudert worden wäre, so hätte ich den Doctor zum Mazeppa gemacht, ehe er es sich versehen hätte. Sam versteht noch nicht, seine Kenntnisse in der Geschichte practisch anzuwenden, und überdies," setzte der Squire in eigenthümlich langsamem Tone hinzu, „thut er nicht gern Etwas, wovon er weiß, daß es Mr. Linden mißfallen würde."

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen ging das Mahl vorüber und die Gesellschaft stand in sehr gutgelaunter Stimmung vom Tische auf, um in das vom Kaminfeuer erhellte Wohnzimmer zurückzukehren. Blos Sam begab sich in ein anderes Zimmer, um sich hier zum Empfange seiner speziellen Gäste bereit zu halten.

Es dauerte nicht lange, so ward seine Stelle durch einen neuen Ankömmling ausgefüllt — eine kleine Dame, die in einen Shawl gehüllt hereintrat.

„Guten Abend," sagte sie in sehr munterem Tone. „Mein Himmel, ich glaubte nicht, so viel

Personen hier anzutreffen. Haben Sie denn heute hier Gesellschaft, Mistreß Stoutenburgh? Soll ich wieder fortgehen, oder wollen Sie mich hereinkommen lassen, da ich einmal da bin?"

„Kommen Sie, kommen Sie, Miß Essie!" rief der Squire, während seine Frau der kleinen Dame den Shawl abnahm und antwortete:

„Wieder fortgehen? Das wäre noch besser! Es ist blos Sam's Geburtstag — vor Knaben werden Sie sich doch nicht fürchten?"

„Ich fürchte mich vor gar Nichts," sagte Miß Essie, und ihre hellen schwarzen Augen bestätigten, was sie sagte. „Ist das nicht Mr. Linden? — Ja, ich dachte mir's. Und Faith Derrick! — Wie alt wird denn Sam heute? Ich weiß, wer ihn für einen sehr hübschen Jungen hält," fuhr Miß Essie fort, ohne die Beantwortung ihrer Frage abzuwarten. „Ich weiß auch, daß er ein sehr kluger Schüler ist, denn ich habe ihm selbst ein Mal ein blaues Band an den Rock gesteckt. Ich möchte wissen, ob er mich dadurch liebgewonnen hat. Faith Derrick, wie kommen Sie denn hierher?"

„Nun, weil Mistreß Stoutenburgh mich eingeladen hat," sagte Faith, ein wenig überrascht durch diese plötzliche Anrede.

„Falsch!" rief Miß Essie. „So verhält sich die

Sache nicht. Ich komme so eben von einem Orte, wo von Ihnen gesprochen ward. Ich war nämlich bei Richter Harrison's. Glauben Sie, daß es sich schickt, wenn von Leuten in ihrer Abwesenheit gesprochen wird, Mr. Linden?

„Es kommt darauf an, wie es geschieht," sagte Mr. Linden lächelnd.

„Das meine ich auch," sagte Miß Effie ebenfalls lächelnd. „Wie wäre es übrigens auch möglich, an einem Orte, wie Pattaquasset, zu leben, wenn man nicht ein wenig von den Leuten sprechen sollte. Unterhaltung muß der Mensch haben, und es ist so angenehm, zu wissen, daß Mistreß Stoutenburgh's Sohn, Sam, fünfzehn Jahre alt ist und an seinem Geburtstage Gesellschaft geladen hatte, daß Mr. Linden und Miß Derrick dawaren und gebratenen Truthahn speis'ten — und daß Miß Effie de Staff nach New-York reis'te, um sich einen neuen Teppich für ihr bestes Zimmer zu holen und sich nach den neuesten Moden zu erkundigen — und daß Miß Faith Derrick entführt und wieder nach Hause gebracht ward und allerlei Abenteuer zu bestehen hatte! Wie könnten wir existiren, ohne von dergleichen Dingen zu sprechen!"

In diesem Augenblicke erschien Sam und bat Mr. Linden, ihm zu folgen, was auch sofort geschah.

Nach nur wenigen Minuten trat Mr. Linden wieder ein und näherte sich Faith.

„Mistreß Stoutenburgh," sagte er, „wollen Sie mir gestatten, diese Damen auf fünf Minuten zu entführen? — Wollen Sie die Güte haben, mich zu begleiten, Miß Faith?"

Faith erhob sich sehr bereitwillig.

„Soll ich Ihnen die Knaben erst aus einem Verstecke herauszeigen, ehe ich Sie unter sie führe?" fragte Mr. Linden, als er mit ihr in der Hausflur war.

Faith sagte „Ja", und Mr. Linden führte sie — er schien in dem Hause sehr genau bekannt zu sein — durch eine Thür in ein dunkles Zimmer.

„Kommen Sie; ich weiß den Weg," sagte er, indem er sie bei der Hand ergriff und sie durch die Finsterniß nach einem etwas lichteren Punkte am andern Ende des Zimmers führte, von welcher Richtung her sich Gelächter und Stimmen vernehmen ließen. Hier zog er den Vorhang von einer Glasthür hinweg und ließ Faith hindurchschauen.

Es war ein angenehmer Anblick, der sich hier darbot. Das Zimmer war hell erleuchtet und die Knaben standen und saßen um das Feuer herum; zwei oder drei hatten sich sogar auf den Teppich niedergestreckt. Sam schien eben eine Rede zu hal-

ten, während die übrigen zuhorchten, unterbrachen und applaudirten, und der flackernde Schein des Feuers auf den verschiedenen Gesichtern spielte. Die Knaben sahen aus wie ein kleiner Congreß von Repräsentanten.

„Was machen die Knaben denn, Mr. Linden?" fragte Faith.

„Das weiß ich selbst nicht recht," antwortete er. „Sam sieht aus, als wenn er eine seiner eigenen Heldenthaten erzählte — wahrscheinlich zum zwanzigsten Male."

„Reuben würde das nicht thun — der ist weit gesetzter und männlicher."

„Ja — ich möchte wissen, wie Miß Effie über diese beiden Knaben urtheilt. Da kommt auch Mistreß Stoutenburgh — nun werde ich Sie hineinführen."

Die Glasthür war verschlossen und Mr. Linden und seine Begleiterin kehrten daher durch das dunkle Zimmer in die Hausflur zurück und durch eine andere Thür in das hinein, in welchem sich die kleine Gesellschaft befand. Mistreß Stoutenburgh war schon darin gewesen und ihr Wiedererscheinen hatte in der Ordnung der Dinge keine wesentliche Aenderung hervorgebracht; als aber Faith eintrat, sprangen sämmtliche Knaben auf ihre Füße und die bewundernden

Blicke wurden nur durch die Zahl der Augen begrenzt. Rechts und links traten die Knaben zurück, während sie sich dem Feuer näherte, und sobald sie hier in einem Lehnstuhle Platz genommen, kamen die, welche sie kannten, heran, um sie zu begrüßen, und die, welche sie nicht kannten, blieben stehen und flüsterten einander zu:

„Wie schön sie ist!"

Faith blieb nicht lange in ihrem Staatsstuhle sitzen, sondern mischte sich unter die Knaben und sprach mit denen, deren sie sich von Neanticut her erinnerte.

Während sie so beschäftigt war, entfernte sich Mr. Linden, kam aber bald darauf mit Miß Essie zurück.

„Nun," sagte Miß Essie, „was soll denn hier losgehen? Mr. Linden, das sind wohl Alles Ihre Knaben? Thun sie denn auch immer, was Sie ihnen sagen?"

„Es sind ganz außerordentliche Knaben!" entgegnete Mr. Linden. „Nicht ein einziger davon hat einen eignen Willen."

„Das wäre viel," sagte Miß Essie, „und ich will mir erlauben, eine kleine Probe anzustellen. Sam Stoutenburgh — Du bist noch nicht zwanzig

Jahre alt, wie Deine Mutter sagt — hast Du einen eignen Willen?"

„Meine Mutter sagt es," entgegnete Sam.

„Da haben Sie es," rief Miß Essie. „Heda, Du — ich weiß nicht mehr wie Du heißest, aber ich kenne Dich von Ansehen — Dein Lehrer sagt, Ihr hättet keinen eignen Willen — ist das wahr? Ich möchte es gern wissen."

„Einen eignen Willen?" wiederholte Reuben und blickte zweifelhaft von Miß Essie auf Mr. Linden. „Gegen wen denn?"

„Nun, gegen Mr. Linden! Antworte streng der Wahrheit gemäß. Ich will Dich gegen alle möglichen Folgen in Schutz nehmen."

Der Schutz war nicht nöthig, denn Reuben sagte sofort in ruhigem, festem Tone:

„Nein, gegen Mr. Linden habe ich keinen eignen Willen und mag auch keinen haben."

„Das muß ich sagen!" rief Miß Essie, indem sie sich zu Mr. Linden wendete; „Sie sind ein Mann, der Wunder zu thun versteht. Sam's Wort war natürlich seiner Mutter Wort und gilt unter solchen Umständen Nichts. Ich wollte, ich wäre so glücklich gewesen, ein Knabe zu sein und bei Ihnen in die Schule zu gehen. Mein ganzes Leben lang ist mein eigner Wille meine Plage gewesen und ich

habe nie Jemanden finden können, der mich desselben beraubt hätte."

Es dauerte nicht lange, so wurden Anstalten zu einem Gesellschaftsspiele gemacht. Man spielte „Habicht und Tauben." Bei diesem Spiele werden bekanntlich Dem, den das Loos trifft, die Augen verbunden, und wenn er von dem ihn umringenden Schwarme eine Person erhascht hat, so darf er ihr, wenn er zugleich erräth, wer sie ist, eine Frage vorlegen. Versteht sie diese nicht zu beantworten, so muß sie an seine Stelle treten und sich die Augen verbinden lassen; beantwortet sie dagegen die Frage genügend, so bleibt der Habicht Habicht und die Jagd geht von Neuem an.

Mr. Linden war der erste Habicht und Miß Faith die erste Taube, die er fing. Bei der Seelensympathie, die zwischen ihnen herrschte, war es natürlich kein Wunder, daß er sofort errieth, wer sie war.

„Miß Faith," sagte er, „was ist der Unterschied zwischen einem Vogel und einem Philosophen?"

„Der Vogel kann um die Ecke sehen, der Philisoph aber nicht," antwortete Faith lachend.

„Falsch!" rief Mr. Linden. „Die richtige Antwort werde ich Ihnen später einmal sagen. Jetzt lassen Sie sich die Augen verbinden."

Faith fing Miß Essie und diese wiederum Faith, womit einer ihrer heißesten Wünsche erfüllt war.

„Ah, habe ich Sie, Faith!“ rief Miß Essie. „Passen Sie auf, was ich Sie fragen werde! Wer ist nach Ihrer Meinung der schönste Mann in Pattaquasset?“

„Das kann ich nicht sagen,“ rief Faith, indem sie unter dem Gelächter der Gesellschaft feuerroth ward.

„Sie können es nicht sagen!“ rief Miß Essie. „Nun sind Sie in meiner Gewalt und müssen mir eine zweite Frage beantworten. Was halten Sie wohl für den besten Beruf, den ein Mann wählen kann?“

„Jeder Beruf ist gut, der richtig versehen wird,“ sagte Faith zögernd, indem sie die Augen zu Boden senkte; „der beste Beruf aber ist nach meiner Ansicht der eines Geistlichen.“

„Warum?“ fragte Miß Essie in ihrer Erwartung getäuscht.

„Weil die Aufgabe dieses Berufes ist, die Menschen dem Himmel zuzuführen, während die Aufgabe aller andern Berufsarten blos darin besteht, die Menschen für das Erdenleben tauglich zu machen.“

„Sehr gut geantwortet!“ sagte der Squire. „Miß Essie, wie können Sie dergleichen Fragen

thun? Wie kann Miß Faith sagen, wer der schönste Mann ist? Sie wird natürlich nicht gern Mr. Linden dadurch beleidigen wollen, daß sie mich für den schönsten Mann erklärt — und außer uns Zweien giebt es in Pattaquasset Keinen, welcher der Erwähnung verlohnte," setzte er hinzu, um Miß Essie bemerklich zu machen, daß er Doctor Harrison ignorirte.

Nachdem das Spiel zum allgemeinen Ergötzen noch eine Weile gedauert, ward die Gesellschaft in ein anderes Zimmer zum Abendessen gerufen. Die Knaben blieben hier an dem einen Ende der Tafel sich so ziemlich selbst überlassen, und die erwachsenen Gäste standen oder saßen in der warmen Kaminecke am andern.

„Mr. Linden," sagte Miß Essie, als dieser ihr eine Tasse Kaffee präsentirte, „Sie sind ein Mensch, den ich nicht recht verstehe — vielleicht weil es mir überhaupt an Menschenkenntniß mangelt. Sind Sie nicht einer von Denen, die man vorzugsweise die guten nennt?"

„Diese Frage ist für mich eine sehr schmeichelhafte, Miß Essie," entgegnete Mr. Linden, „aber ich weiß nicht recht, was Sie damit sagen wollen."

„Ich will mich ganz freimüthig gegen Sie erklären," sagte Miß Essie, „und hoffe, daß Sie meine Worte nicht übel deuten. Ich meine, Sie gehören

zu den Leuten, welche man „streng tugendhaft“ nennt, zu den Leuten, die es für ihre Pflicht halten, besser zu sein als ihre Nebenmenschen.“

„O nein,“ sagte Mr. Linden, „dagegen muß ich mich verwahren. Ich glaube blos, daß es meine Pflicht ist, besser zu sein als ich selbst bin.“

„Ich meine,“ entgegnete Miß Essie, „welche behaupten, besser zu sein als die Menschen im Allgemeinen sind. Im Allgemeinen, wissen Sie, kann der Mensch recht wohl im Leben durchkommen, ohne überhaupt sich für gut auszugeben, und wir haben erst vor wenigen Minuten gehört, wie dieses Kind hier erklärte, sie glaube, es gäbe nichts Schöneres und Besseres auf Erden als einen Geistlichen.“

„Meinen Sie Christen?“ fragte Mr. Linden.

„Nun, Christen sind wir doch Alle, hoffe ich,“ entgegnete Miß Essie. „Heiden sind wir nicht.“

„Ich meine wahre Anhänger Christi, solche, deren Wahlspruch ist: „Das aber ist das ewige Leben, Dich zu erkennen, der Du der einzige wahre Gott bist, und Jesum Cristum, den Du gesandt hast,“ und die alles Andere gering achten.“

„Aber, Mr. Linden, wie viel Menschen in der Welt werden in diesem strengen Sinne Christen sein? Und sind alle Uebrigen, die dieses nicht sind, dem Verderben geweiht? Nehmen Sie einmal die in

diesem Zimmer anwesenden Personen an. Wir sind mit den Knaben vielleicht zusammen unser Zwanzig. Wie viele davon gehören nach Ihrer Meinung zu der Zahl der ächten Nachfolger Christi? Sie sind einer — wer ist der nächste?"

„Ich!" rief Faith, indem sie aufstand.

„Sie!" rief Miß Essie, indem sie ihre schwarzen Augen auf sie heftete. „Sie sehen allerdings darnach aus, Kind. Nun, wer sind die Andern?"

„Miß Essie de Staff," hob Mr. Linden in lauterem Tone an, „wünscht zu wissen, wie viele unter uns zu der Zahl Derer gehören, die gelobt haben, sich dem Herrn zu weihen, und diesem Schwure nimmermehr untreu werden wollen. Wer zu dieser Zahl gehört, möge mit auf diese Seite treten."

Es trat eine kurze Pause der Verwunderung und des Erstaunens ein. Mr. und Mistreß Stoutenburgh wußten nicht, was sie denken sollten, obschon sie deutlich wahrnahmen, daß Mr. Linden durchaus keinen Scherz beabsichtigte. Auch die Knaben sahen dies, blieben aber eine Minute lang stehen wie Bildsäulen. Dann trat zuerst Reuben aus der Gruppe heraus und schritt ruhig und besonnen nach der Seite hinüber, auf welcher Mr. Linden stand. Ein zweiter, ein dritter folgten ihm — einer nach dem andern — Faith war überrascht zu sehen, wie viele — und

alle stellten sich neben Mr. Linden, dessen fest geschlossene Lippen seine innere freudige Bewegung nicht ganz zu verhehlen vermochten.

„So ist's gut," sagte er endlich, indem er die Hand ausstreckte. „Ihr könnt nun wieder gehen — zerstreut Euch und sei't wieder Knaben."

Miß Essie war ein wenig aus der Fassung gebracht. Sie verzichtete auf die fernere Discussion dieses Thema's und trank ihren mittlerweile kalt gewordenen Kaffee.

„Aber was war denn das eigentlich?" fragte Mistreß Stoutenburgh, indem sie auf sie zukam. „War es ein neues Gesellschaftsspiel, Miß Essie?"

„O nein," sagte Miß Essie, „ich sagte, ich wollte Mr. Linden studiren, und ich habe es gethan. Ich habe mich dabei von Zweierlei überzeugt."

„Und was ist dies?" fragte Mistreß Stoutenburgh neugierig.

Ehe die Gefragte jedoch antworten konnte, näherte sich Mr. Linden und sagte:

„Ich will Miß Essie eine Geschichte von Fischen erzählen."

Miß Essie drehete sich rasch nach Faith herum und flüsterte ihr auf bedeutsame Weise zu, daß „Jemand" es nicht gern sehen würde, wenn sie mit zuhöre. —

Vergebens bemühte Faith sich, Aufschluß über diesen geheimnißvollen Wink zu erhalten. Miß Essie drehete sich eben so schnell wieder von ihr hinweg und fragte Mr. Linden, wie die versprochene Geschichte laute.

„Eine eigentliche Geschichte ist es nicht," sagte er, „obschon ich vorhin so sagte. Die Sache betrifft blos die Art und Weise, auf welche verschiedene Gattungen Fische ihre Knochen tragen."

„Nun, und?" fragte Miß Essie, indem sie ihre Augen gebrauchte, während Faith ihre erröthenden Wangen vergaß und dasselbe that.

„Sie wissen vielleicht," sagte Mr. Linden lächelnd, „daß selbst Fische ihre unbiegsamen Stellen, oder mit andern Worten irgendwo eine Knochenregion haben."

Miß Essie heftete die Augen auf den Fußboden und sagte bei sich selbst: „Du allerdings hast eine."

„Und alle Fossilien, eben so wie die jetzt lebenden Thiere, werden in zwei große Klassen getheilt — in die, welche ihre Knochen auswendig, und die, welche sie inwendig tragen. Die erstern haben einen vollständigen, Stück für Stück zusammengefügten Panzer, das innere Gerippe aber ist blos knorpelartig. Die anderen dagegen besitzen, obschon äußerlich an ihnen Nichts wahrzunehmen ist als biegsames Fleisch,

einen inneren Knochenbau, welcher Jahrhunderte dauern kann."

„Seltsam," sagte Miß Essie, indem sie ihn forschend ansah, „dann sind wir wohl Alle Nichts als Fische?"

„Ich dachte in Bezug auf unser vorhin gepflogenes Gespräch, an das ungreifbare, unsichtbare Wesen der Kraft und Stärke eines Christen. In dem Augenblicke, wo er seine Rüstung auswendig trägt, leidet er an einem Mangel an Kraft im Innern. Sein wirkliches Rüstzeug, Miß Essie, besteht in nichts Anderem als in dem Gürtel der Wahrheit, dem Krebs der Gerechtigkeit und dem Helme der Hoffnung auf ein ewiges Leben."

„Das ist eine gute Rüstung," sagte Miß Essie; „aber kann er sie nicht tragen, ohne deßwegen von andern Menschen verschieden zu sein?"

„Ist dies wohl möglich?"

„Na, was giebt es denn hier," rief Squire Stoutenburgh, der in diesem Augenblicke sich mit zu der Gruppe gesellte. „Sie halten wohl gar einen Vortrag über Anatomie, Mr. Linden?"

Und das Gespräch kam auf etwas Anderes.

Siebentes Kapitel.

Faith dachte wahrscheinlich über Miß Essie's räthselhafte Worte nach, sagte aber selbst ihrer Mutter Nichts davon.

Der nächste Mittwoch-Morgen ließ sich sehr schön an, mild, still und ruhig, während der Novembersonnenschein dem braunen Kleide dieses Monats eine dem Auge wohlthuende Färbung gab.

„Ich glaube, Miß Faith," sagte Mr. Linden, ehe er nach dem Frühstücke in seine Schule ging, „Sie sollten ein paar kurze Ausflüge machen, ehe Sie den langen Weg nach Mattabeeset versuchen."

„Nun, habe ich nicht gestern Abend schon einen gemacht, Mr. Linden?"

„Allerdings, aber ich meine zu Pferde. Wollen Sie heute einen solchen versuchen?"

„Ja!" antwortete Faith, und ihre Blicke ver-

riethen zweierlei — hauptsächlich Vergnügen — „aber, Mr. Linden, ich weiß nicht, wo ich ein Pferd herbekommen soll. Crab ist nicht dienstfähig.“

„Nun, da ich die Rolle des Pagen spielen und neben Ihnen her laufen werde,“ sagte Mr. Linden, „so freue ich mich, zu hören, daß Crab nicht dienstfähig ist, ohne daß ich deßwegen seine andern guten Eigenschaften herabsetzen möchte. Wann werden Sie bereit sein, Miß Faith?“

Die zu bestimmende Stunde mußte eine zeitige sein, denn die Tage waren kurz, und obschon die Bücher nach Tische ein wenig vorgenommen wurden, so ward doch nicht viel geleistet. Dann wurden die Pferde vorgeführt und Mr. Linden half Faith aufsitzen und ihre Mutter gab Worte mit auf den Weg, die vielleicht sehr nützlich gewesen wären, wenn man sie nöthig gehabt hätte, was aber schwerlich der Fall war und wovon Mistreß Derrick selbst überzeugt zu sein schien, denn es waren nur vergnügte Blicke, welche sie den Fortreitenden nachsendete.

Andere Leute sahen sie mit verschiedenen Empfindungen. Sämmtliche Knaben, denen sie begegneten, Sam ausgenommen, gaben durch ihre Blicke aufrichtige Freude zu erkennen. Mistreß Stoutenburgh winkte ihnen aus ihrem Fenster einen freundlichen Gruß zu, und Miß Bezac, die auf dem Trot-

wir daher kam, drehete sich herum, um ihnen so lange als möglich nachzusehen. Gemächlich ritten sie die mit Gras bewachsene Straße hinauf, anfangs langsam, und erst als die Häuser ein Ende nahmen und die Straße freier ward, durfte Faith ihr Pferd in Trab setzen.

„Man muß Alles behutsam und langsam beginnen, Miß Faith," sagte ihr Begleiter, als sie einen kleinen Hügel hinaufritten. „Schauen Sie einmal, wie jene Topsegel die Wasserlinie bezeichnen."

„Ja, sehen Sie nicht gern auch die weißen Segel über die Bäume emporlugen? Mir ist dieser Anblick stets ein angenehmer. Aber, Mr. Linden, ich werde nicht so leicht müde, das brauchen Sie nicht zu fürchten. Ich kann so schnell reiten als Sie nur wünschen."

„Sie wissen aber," entgegnete Mr. Linden, „daß ich bei der Sache interessirt bin. Wenn ich Morgen nach Hause käme und fände, daß Sie am hellen Tage eingeschlafen wären, würde ich um meine französische Lection kommen. Doch, da Sie es wünschen, so wollen wir einmal einen kleinen Galopp versuchen."

Der Galopp war ein ziemlich langer, erreichte aber ein unerwartetes Ende, denn als die beiden Reiter um eine waldige Spitze der Straße bogen, sahen sie einen Wagen so unmittelbar auf dem Wege

vor sich, daß der Galopp sich in Schritt verwandelte, ehe sie noch bemerkten, daß der Wagen zu Schaden gekommen war. Es schien an dem Geschirre oder an dem Wagen selbst Etwas gerissen oder zerbrochen zu sein, und der Führer war abgestiegen, um die nöthige Reparatur zu bewirken. Mit dieser Arbeit war er so eifrig beschäftigt, daß Faith's Pferd schon dicht neben ihm war, ehe er aufblickte, und dann sah sie, daß es Squire Deacon war. Er blickte eben so rasch wieder nieder und machte blos eine leichte Bewegung mit der Hand nach dem Hute.

Faith's erster Impuls war, schnell weiter zu reiten, aber sie that sich Einhalt.

„Haben Sie Unglück gehabt, Mr. Deacon?" fragte sie in sanftem Tone.

Der Squire hatte nicht Zeit, zu antworten, denn Mr. Linden war abgestiegen und trat jetzt zwischen Faith's Pferd und den Wagen mit der Frage: „Was ist denn passirt, Squire Deacon? Kann ich Ihnen helfen?"

Der Squire blickte mit finsterer Miene in die Höhe.

„Ah, Sie sind es?" sagte er langsam. „Ich glaubte, es wäre Doctor Harrison."

„Kann ich Ihnen helfen?" wiederholte Mr. Lin-

den, und der Ton, in welchem er dies sagte, klang fast gebieterisch.

Langsam und mürrisch erzählte der Squire, daß das Geschirr gerissen und der Schloßnagel verloren gegangen sei.

Mr. Linden legte sofort Hand an und half das zerrissene Geschirr so gut als möglich zusammenflicken.

„Sagten Sie nicht, der Schloßnagel sei verloren gegangen, Mr. Deacon?" fragte Faith. „Ich möchte auch gern Etwas mit bei der Sache thun, und wenn Sie mir ein Messer leihen wollen, Mr. Deacon, so will ich versuchen, Ihnen einen neuen Schloßnagel zu schaffen."

Mr. Linden fiel ihrem Pferde jedoch sofort in die Zügel und sagte:

„Ich kann Ihr Pferd nicht aus den Augen lassen, Miß Faith, ich will schon holen, was nöthig ist."

„O, es braucht sich Niemand zu bemühen," sagte Squire Deacon, indem er mürrisch weiter flickte.

Faith wartete ein wenig.

„Ich fürchte mich nicht im Mindesten," sagte sie hierauf, indem sie sich über den Hals ihres Pferdes neigte. „Gar nicht weit von hier ist ein Ort, wo ich glaube, einen Schloßnagel schaffen zu können, wenn mir Jemand ein Messer leihen will."

„Ist dieser Strick," sagte Mr. Linden, indem

er einen aus dem Wagen herausnahm, „zu einem besondern Gebrauche bestimmt, Squire Deacon?“

„Da müssen Sie Joe fragen,“ entgegnete der Squire. „Der hat vierzig Knoten hineingeknüpft, wahrscheinlich blos um zu sehen, ob ich thörigt genug wäre, sie wieder aufzumachen.“

„Dieser Strick würde uns aber bei dieser Reparatur sehr gute Dienste leisten,“ sagte Mr. Linden; „wollen Sie vielleicht versuchen, diesen Knoten herauszumachen?“ setzte er, zu Faith gewendet, hinzu, indem er ihr den Strick mit einem Lächeln überreichte, welches ihr sagte, daß sie sich dieser Aufgabe unterziehen müsse, anstatt einen neuen Schloßnagel zu holen.

Faith kam dies durchaus nicht erwünscht, denn sie wäre sehr gern zurück in's Gebüsch geritten. Doch ließ sie gehorsam den Zügel auf dem Halse des Pferdes ruhen und begann ihre Geduld und Geschicklichkeit an den Knoten zu üben.

„Ich wollte, ich hätte ein Messer,“ sagte sie, „ich würde Ihnen dann zeigen, daß ich mich nicht fürchte.“

„O, daran soll es nicht fehlen,“ sagte Squire Deacon, indem er plötzlich aufblickte und die Hand ausstreckte; „hier ist ein scharfes Messer.“

Mr. Linden stand über das Geschirr geneigt

und wendete weder Hand noch Auge von seiner Arbeit.

„Ich danke Ihnen, Mr. Deacon," sagte Faith, indem sie fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen emporstieg, „aber jetzt kann ich nun nicht darnach gehen. Ich werde erst das da machen."

In ihrer Verwirrung sah Faith nicht, daß noch eine Person sich zu der Gruppe gesellte und bereits dicht neben ihr stand.

„Was ist denn das für eine Geschichte auf offener Landstraße?" sagte Mr. Simlins in seiner gutmüthig brummenden Weise. „Was machen Sie denn da, Faith?"

„Das Geschirr muß geflickt werden, Mr. Simlins, und ich setze dazu diesen Strick in verwendbaren Zustand."

„Na, da werden Sie wohl ein wenig lange zubringen," sagte er. „Geben Sie her."

Aber Faith hielt fest.

„Nein, Mr. Simlins, ich kann Ihnen diese Arbeit nicht überlassen, ich muß sie selbst machen. Es wird wohl noch etwas Anderes zu thun geben, wobei Sie helfen können."

Mr. Simlins ging auf die andere Seite herum und hatte nun erst einen richtigen Ueberblick über die Sache.

„Ah, so steht es!“ sagte er, und schien gewaltig betroffen zu sein. „Was ist Euch denn passirt, Squire?“

„Nun, das seht Ihr wohl selbst,“ entgegnete Mr. Deacon, immer noch mürrisch. „Mr. Linden ist Sattler geworden, das ist das Neueste.“

„Ah, sind Sie auch da, Mr. Simlins?“ sagte der neue Sattler, von seiner Arbeit aufblickend.

„Warum soll ich nicht auch da sein?“ entgegnete der Farmer, indem er ebenfalls mit Hand anzulegen begann. „Wie Sie aber hierher kommen, das kann ich mir nicht erklären. Uebrigens sehe ich, daß Sie sich auf die Sattlerei gut verstehen. Wo haben Sie denn alle Handwerke gelernt? Mr. Linden scheint im Wiedergutmachen eben so geübt zu sein, Squire Deacon, als Ihr im Schadenanrichten.“

„So!“ sagte Mr. Linden, „das wäre gemacht. Nun, Miß Faith, geben Sie mir den Strick und dann holen Sie den Schloßnagel.“

„Nein,“ sagte sie freundlich, „ich bin gleich fertig; habe ich das Werk einmal angefangen, so will ich es auch beend:n.“

„Seit wann seid Ihr denn von York wieder da, Squire?“ fragte Mr. Simlins, „und weßhalb reis'tet Ihr denn hin? Ich dachte mir gleich, daß

Ihr nicht dort bleiben würdet, obschon die Leute es behaupten wollten."

„In der Regel verlohnt es sich nicht der Mühe, zu glauben, was die Leute sagen," entgegnete der Squire; „ich bin schon seit drei Wochen wieder da, es ist aber möglich, daß ich bald wieder fortgehe."

„Darüber würde ich mich selbst nicht wundern," sagte Mr. Simlins. „Ich würde es an Eurer Stelle auch so machen. Mr. Linden, es ist ein Glück, daß Sie dieses Weges gekommen sind, denn ich glaube nicht, daß es in Pattaquasset noch einen einzigen Menschen giebt, der diese Reparatur so gut zu bewirken verstanden hätte wie Sie."

„Nun, dann steht mir also im Nothfalle eine neue Carriere offen," sagte Mr. Linden lächelnd, indem er zugleich die Knoten an dem andern Ende des Strickes aufzuknüpfen begann, den Faith noch in den Händen hielt.

„Was stünde Ihnen nicht offen?" sagte Mr. Simlins. „Sie sind ja in allen möglichen Dingen bewandert. Kann ich vielleicht diesen Strick bekommen?"

„Ja, nun können Sie ihn bekommen, die Knoten sind alle heraus," sagte Mr. Linden, indem er Mr. Simlins' Begehren entsprach und sich dann selbst wieder auf's Pferd schwang. „Jetzt, Miß Faith,

werde ich Ihnen Unterricht im Abschneiden von Schloßnageln ertheilen."

„Auch das versteht er!" rief Squire Deacon, indem er unter seinem Hute hervor mit neidischem Blicke aufschaute.

Faith warf in Folge der ihr gegebenen Andeutung sofort ihr Pferd herum und ritt mit ihrem Begleiter fort. Mr. Simlins und der Squire schaueten den Beiden nach, obschon Jeder mit einem andern Gesichtsausdrucke.

„Ja, es ist wirklich ein ganz außerordentlicher Mensch, dieser Schulmeister," sagte Mr. Simlins.

Der Squire antwortete nicht sogleich, sondern bog sich wieder über sein Geschirr und sagte erst nach einigen Secunden in nachlässigem, halb fragendem, halb zustimmendem Tone:

„Ich wundere mich nur, daß er dieses Mädchen nicht heirathet! Ich glaube, sie würde ihn eben so gern nehmen als einen Andern. Worauf wartet er nur?"

„Wahrscheinlich hat er noch keine Anstellung gefunden, die ihm behagt und die er auf die Dauer behalten möchte," entgegnete Mr. Simlins in eben so nachlässigem Tone.

„Er würde aber wohlthun, wenn er sich dazu

hielte," sagte der Squire. „Doctor Harrison macht auch Jagd auf sie."

„Wirklich?" sagte Mr. Simlins; „ich kann mir nicht gut denken, daß dieser bei ihr Glück machen würde."

„Meint Ihr?" entgegnete der Squire. „Na, ich mache keinem von Beiden den Rang streitig und es kann mir daher gleich viel sein, wer sie bekommt. Die Meisten, mit denen ich darüber gesprochen habe, meinen, der Doctor werde sie heimführen; sie selbst scheint es mit Beiden abwechselnd zu probiren."

Die Reiter hatten mittlerweile ein kleines Dickicht von Gebüsch und Bäumen erreicht, wo Mr. Linden, nachdem ihm Faith das Messer eingehändigt, ein Stück Holz abschnitt und für den gewünschten Zweck zuschnitzte.

Nachdem der auf diese Weise beschaffte Schloßnagel dem Eigenthümer des beschädigten Wagens eingehändigt worden, setzten die Reiter ihren Weg weiter fort, und wiederum streckte sich die freie Straße vor ihnen dahin. Die Pferde fühlten, daß sie ausgeruht hatten, und spitzten die Ohren, wodurch sie zu erkennen zu geben schienen, daß sie wieder in rasche Bewegung gesetzt zu werden wünschten, und die Reiter waren vielleicht von ähnlichen Wünschen beseelt.

„Miß Faith," sagte Mr. Linden, „ein deutscher Schriftsteller sagt, man solle jeden Tag ein schönes Gedicht lesen, ein ausgezeichnetes Gemälde betrachten, ein wenig gute Musik hören und wo möglich einige vernünftige Worte sprechen."

„Warum sagen Sie das mir, Mr. Linden?"

„Ich halte es für meine Pflicht, Sie fortwährend von der Ihrigen zu unterrichten. Was das Gemälde betrifft, so werden wir dieser Anforderung leicht genügen können, denn es liegt vor uns."

„Ja, es ist heute in der That ein wonniger Tag und die Landschaft nimmt sich in dieser Beleuchtung herrlich aus, Mr. Linden. Ach, ich habe meine Reitgerte verloren, Mr. Linden."

„Ich werde sie Ihnen suchen," sagte er, indem er sein Pferd anhielt, „wenn Sie mir nämlich vorher versprechen, Ihr Pferd nicht durchgehen zu lassen, denn in dieser Beziehung fürchte ich Ihren Unternehmungsgeist, Miß Faith."

Sie warfen beide ihre Pferde herum und ritten einige Schritte zurück. Das Finden der Reitgerte machte keine große Mühe, denn gerade an der Stelle, wo Faith sie verloren, stand ein Knabe und hielt sie hoch in der Hand empor. Der Knabe war Phil Davids.

„Ich danke Dir, Phil," sagte Faith mit freundlichem Lächeln.

„Ja," sagte Mr. Linden, „Phil hat sehr scharfe Augen, die mir schon früher gute Dienste geleistet haben."

Als sie ihre Pferde wieder umlenkten, sahen sie den Farmer Davids vor sich stehen. Sein Gehöft stand in unmittelbarer Nähe, und er bat Mr. Linden und seine Begleiterin so dringend, ein wenig bei ihm einzusprechen und auszuruhen, daß man sein gastfreies Anerbieten unmöglich zurückweisen konnte. Er traktirte seine Gäste mit Pasteten und Aepfelwein, und benutzte diese Gelegenheit ganz besonders, um seine Freude darüber auszusprechen, daß es Mr. Linden gelungen war, seinen früher so wiederspenstigen und lernfaulen Phil in einen so gehorsamen und fleißigen Schüler umzuwandeln.

Nachdem man etwa eine Stunde verweilt, brach man wieder auf. Faith saß schon zu Pferde und Mr. Linden stand im Begriff, nachzufolgen, als Farmer Davids ihn mit einer leise geflüsterten Bemerkung und Frage zurückhielt.

„Sie ist ein schönes Mädchen," sagte er, „und ihr Vater hätte sich ihrer nicht zu schämen gebraucht. Sie hat ein gutes Gesicht, gerade wie er. Wird sie denn den Sohn des Richters Harrison heirathen?"

„Doctor Harrison hat mir Nichts davon gesagt.“

„Ich hörte es,“ sagte der Farmer, „aber gewiß weiß ich natürlich auch Nichts. Guten Tag, Sir! Ich hoffe, daß Sie mich bald einmal wieder besuchen werden.“

Die Sonne hatte sich während der kurzen Rast dem Horizonte bemerkbar genähert und die Reiter trabten daher scharf darauf los, bis sie an einen kleinen Bach kamen, über den zu andern Zeiten eine Brücke führte. In diesem Augenblicke aber war die Brücke nicht passirbar, weil sie vor wenigen Stunden unter der Last eines darüberfahrenden schweren Getreidewagens zusammengebrochen und der Uebergang auf diese Weise gesperrt war.

Was war zu thun? Mr. Linden und seine Begleiterin waren jetzt nicht viel über eine halbe Wegstunde mehr von ihrer Wohnung entfernt; hätten sie aber zurückreiten wollen, so würde der zu machende Umweg mehrere Stunden betragen haben. Das Wasser war nicht sehr breit, auch in der Regel nicht sehr tief, die Ufer aber und das Bett des Baches waren uneben und mit großen und kleinen Steinen und Felsstücken besä't. Ein guter Reiter konnte schon hinüberkommen, aber wie stand es mit einem ungeübten?

„Wir werden wieder zurück müssen, Mr. Linden,“

sagte Faith; „aber dann müssen wir unsere Pferde in Galopp setzen, denn es ist schon spät und meine Mutter wird ängstlich werden.“

Mr. Linden zog den Fall in Erwägung.

„Wollen Sie sich vor mich mit auf mein Pferd setzen, Miß Faith?“

„Warum das?“ fragte sie, denn sie wußte nicht, wo er hinaus wollte.

„Um über das Wasser zu kommen. Bleiben Sie einmal, wo Sie sind, und lassen Sie mich die Furt untersuchen.“

Und ohne auf Antwort zu warten, ritt er das Ufer hinab und in den Bach hinein. Ohne Unfall erreichte er das andere Ufer und ritt dann wieder zurück.

„Wollen Sie es versuchen, Miß Faith?“

„Ja,“ entgegnete sie, indem sie ihr Pferd in Bewegung setzte. „Ich fürchte mich nicht. Ich werde Ihnen folgen. Es wird besser sein, als wenn wir den weiten Umweg machen.“

„Nein, Miß Faith, so meine ich nicht,“ sagte Mr. Linden. „Wenn Sie durch den Bach reiten wollen, so kann es mit Sicherheit für Sie nicht anders geschehen als wenn Sie sich vor mich mit auf mein Pferd setzen. Fürchten Sie sich vielleicht vor meinem Pferde?“

„Nein, wenn Sie es halten, nicht. Ich werde thun, was Sie wünschen, Mr. Linden," sagte Faith, obschon ein wenig erröthend.

„Nun, dann fürchten Sie sich nur auch vor mir nicht," sagte er, indem er seinen Zügel losließ und ihre Hand sanft von dem ihrigen losmachte. „Ziehen Sie den Fuß aus dem Steigbügel, Miß Faith," fuhr er fort, und die Translocation ward so schnell bewirkt, daß Faith binnen wenigen Augenblicken über den kleinen Raum zwischen den beiden Pferden hinweggehoben war und vor Mr. Linden saß, der sie mit seinem Arme fest umschlang.

Faith's Pferd blieb an einen Baumast gebunden zurück, und das andere setzte sich mit seiner ungewohnten Bürde in Bewegung, schritt langsam und vorsichtig das Ufer hinunter, durch das Wasser hindurch und das entgegengesetzte Ufer wieder hinauf.

Auf diese Weise hatten sie den gefährlichen Paß bald hinter sich und Mr. Linden stieg ab, hob Faith ebenfalls herunter und ließ sie auf einem großen Steine Platz nehmen, während er zurückritt, um ihr Pferd zu holen.

Als sie auf diesem wieder Platz genommen, begann man scharf darauf los zu traben und war in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Hause angelangt.

Es war zu spät, um noch vor dem Thee eine

Lection zu beginnen. Deßhalb begab man sich, nachdem dieser vorüber war, in das trauliche geheizte Wohnzimmer, wo Faith die Lampe anzündete, denn sie wußte nicht, ob Studium oder blos Lectüre vorgenommen werden würde.

Es war aber keins von beiden der Fall, denn eben, als Mr. Linden sein Buch aufschlagen wollte, trat Doctor Harrison ein, der, nachdem er die Geschichte ihres Spazierrittes angehört, ihnen mittheilte, daß er ein neues Pferd gekauft habe und Mr. Linden's Urtheil darüber zu hören wünsche.

„Wann haben Sie Zeit dazu?“ fragte er.

„Meine freie Zeit am Tage ist jetzt sehr beschränkt,“ entgegnete Mr. Linden. „Höchstens Sonnabends könnte ich Ihnen eine Stunde widmen.“

„Nun gut, dann wollen wir sagen, Sonntag Vormittag. Die Straßen hier herum taugen einmal zu weiter Nichts als zu Reitwegen.“

Während noch so hin- und hergesprochen ward, fand sich auch Mistreß Somers ein, um den jüngeren Theil der Gesellschaft einzuladen, den Weihnachtsabend bei ihr zuzubringen. Diese Einladung konnte nicht wohl abgelehnt werden, und Mistreß Somers ließ sich, nachdem sie auf diese Weise ihren Zweck erreicht, von ihrem Neffen nach Hause begleiten.

Achtes Kapitel.

Die Woche verging ruhig unter den gewöhnlichen Geschäften. Freitag Abend jedoch, als die Lampe angezündet war, stellte Faith, anstatt sofort ihre Bücher aufzuschlagen, sich, wie gewöhnlich der Doctor zu thun pflegte, auf den Teppich vor das Kaminfeuer und sagte:

„Doctor Harrison war heute Nachmittag da, Mr. Linden, und forderte mich auf, Sie und ihn auf dem morgenden Spazierritte zu begleiten.“

„Nun, und?“

„Anfangs fürchtete ich, meine Gesellschaft würde Ihr Vergnügen stören, aber Doctor Harrison erklärte, dies sei ganz bestimmt nicht der Fall, und wiederholte seine Aufforderung so dringend und beharrlich, daß ich endlich zusagte.“

„Miß Faith,“ entgegnete Mr. Linden, „wenn

Sie wirklich mitreiten, so müssen Sie mir erlauben, mich Ihnen so nahe als möglich zu halten. Meiner Obhut traue ich mehr zu als der des Doctor Harrison."

„O, daß Sie in meiner Nähe bleiben würden, setzte ich natürlich voraus, denn ich weiß ja, daß meine Mutter mich mit Doctor Harrison nicht allein reiten lassen würde."

Am nächsten Morgen fand der Doctor sich in heiterer Stimmung ein. Mr. Linden näherte sich vor allen Dingen dem Pferde mit dem Damensattel, natürlich nicht in der Absicht, es zu besteigen, sondern um jeden Riemen und jede Schnalle des Geschirres auf's Genaueste zu untersuchen. Dann reichte er Faith die Hand und half ihr aufsteigen.

Doctor Harrison biß sich auf die Lippen, und entließ dann den Reitknecht, der die Pferde hielt.

„Sie sind vorsichtiger als in dem gegenwärtigen Falle nöthig ist," sagte er lächelnd. „Dieses Pferd ist ein ganz zuverlässiges, Miß Faith. Ich habe es für Sie gewählt, denn ich dachte an Ihre Mutter. — Dieses da, mit Namen „Stranger", ist für Sie, Mr. Linden.

„Stranger" war ein schönes, muthiges, feuriges Thier, und wenn Doctor Harrison die Absicht gehabt hatte, seinem Freunde mit seinen eigenen persönlichen

Angelegenheiten so viel zu thun zu geben, daß er keine Zeit hätte, sich um die anderer Leute zu bekümmern, so hatte er das Pferd wenigstens gut gewählt. Der Reiter war ihm jedoch vollkommen gewachsen und „Stranger" überzeugte sich hiervon sehr bald.

„Wie gefällt Ihnen das Pferd?" fragte Doctor Harrison über Faith hinweg, nachdem er sich lange vergeblich bemüht, mit ihr eine lebhafte Conversation in Gang zu bringen.

„O, es gefällt mir ganz gut."

„Das sehe ich, und Sie scheinen ihm auch zu gefallen. Da ich jedoch sehe, daß es Ihnen nicht genug zu thun giebt, so kann ich Sie wohl bitten, auch noch meine Schwester in Ihre Obhut zu nehmen? Wir sind, wie Sie sehen, eine ungleiche Zahl, und da ich es für wünschenswerth hielt, nicht ungerade auszusehen, so habe ich ihr erlaubt, sich uns anzuschließen."

Doctor Harrison sah nicht den kaum bemerkbaren Seitenblick, den, während er sprach, Mr. Linden auf Faith warf, und Nichts konnte ungezwungener sein als die Worte, mit welchen Mr. Linden sich bereit erklärte, jede beliebige Anzahl Damen unter seinen Schutz zu nehmen.

Man ritt zu dem Thore Richter Harrison's

hinein und fand Miß Sophy schon bereit. Der Ritt ward daher ohne Verweilen weiter fortgesetzt.

„Da kommt Mr. Simlins!" rief Faith, nachdem man unter allerlei Gesprächen und bald im Schritt, bald im kurzen Galopp eine ziemliche Strecke zurückgelegt hatte. „Ich muß ihn sprechen."

Mit diesen Worten hielt Faith ihr Pferd an, und der Doctor, der ihr zur Seite ritt, mußte natürlich dasselbe thun. Mr. Simlins war ebenfalls zu Pferde.

„Mr. Simlins," sagte Faith, nachdem sie ihm die Hand gereicht, „haben Sie vielleicht Montag oder Dienstag einen halben Tag Zeit?"

„Für Sie recht gern," sagte Mr. Simlins. „Sie wünschen wohl wieder eine kleine Ausfahrt dorthin zu machen?"

Der Doctor mischte sich sofort ein, um die Pferde, den Wagen und die Dienstleute seines Vaters anzubieten, aber Faith lehnte Alles ruhig ab.

„Wie kamen Sie denn neulich Abends nach Hause?" fragte der Farmer. „Kamen Sie über den Fluß?"

In diesem Augenblicke näherten sich Miß Harrison und „Stranger," die ein Wenig hinter den ersten Reitern zurückgeblieben waren, der Gruppe, und Mr. Simlins hob sofort wieder an:

„Ah, Mr. Linden! Wie ich gehört habe, war der Bach bei Quapaw versperrt — wie kamen Sie denn nach Hause?"

„Auf dieselbe Weise wie hoffentlich heute," antwortete Mr. Linden. „Wie kamen Sie denn nach Hause, Mr. Simlins?"

„Das Geschirr war gut reparirt und hielt," entgegnete Mr. Simlins; „wenn irgend etwas Anderes noch in desorganisirtem Zustande war, so ist dies nicht Ihre Schuld. Kamen Sie denn auf Ihren Pferden über den Quapaw-Bach?"

„Nun, glauben Sie denn, ich sei zu Fuße hindurchgegangen?" sagte Mr. Linden lächelnd. „Halten Sie mich für einen Zauberer, Mr. Simlins?"

„Darüber bin ich mit mir noch nicht ganz einig," sagte der Farmer. „Große Lust habe ich wenigstens dazu, Sie für einen zu halten. Was ist denn das für ein Thier, auf dem Sie da sitzen?"

„Es ist weiter Nichts als ein bezauberter Besenstiel, Mr. Simlins. Da er Doctor Harrison gehört, so kann ich es wohl gestehen."

„Na, für einen Besenstiel sieht er ganz leidlich aus," sagte der Farmer. „So einen wünschte ich mir selbst. Doch, guten Tag; ich freue mich, daß diese junge Dame da neulich Abends nicht den weiten Umweg hat machen müssen. — Uebrigens, Miß

Faith," rief er ihr nach, „übrigens bleibt es dabei — nächsten Montag hole ich Sie ab und fahre Sie bis an's Ende der Welt, wenn Sie wollen."

„Der Bach von Quapaw," hob Doctor Harrison an, „ich glaube, den kenne ich auch. Was war denn damit?"

„Die Brücke war unter einem geladenen Wagen zusammengebrochen," sagte Faith.

„Und Sie ritten durch das Wasser?"

„Ja."

„Aber ist die Furt nicht eine ziemlich schwierige? Wenn ich mich recht entsinne, so ist das Bett des Baches sehr uneben und holperig. Müssen die Pferde nicht geführt werden?"

„Ich glaube, ja. Für einen ungeübten Reiter ist es keine leichte Aufgabe."

„Ich hätte nicht geglaubt," entgegnete er, indem er sie ansah, „daß Sie so gut zu reiten verständen. Für eine Dame ist dies wirklich ein Heldenstück."

Faith erröthete bis in die Stirn hinauf, aber sie zögerte mit ihrer Antwort nur wenige Minuten, dann sagte sie muthig, obschon allerdings nicht in sehr muthigem Tone:

„Ich bin keine gute Reiterin. — Mr. Linden nahm mich mit auf seinem Pferde hinüber."

Der Doctor sah einige Minuten lang sehr nach-

denklich aus, aber dann klärte seine Stirn sich auf. Faith's Wahrheitsliebe hatte ihr bessere Dienste geleistet als die best-ersonnene Lüge zu leisten vermocht hätte. Der Doctor konnte das Gesicht, mit welchem die Worte gesprochen wurden, nicht genau sehen und mußte sich daher seine Meinung nach diesen letzteren bilden.

„Es ist so," sagte er wie fest überzeugt bei sich selbst. „Sie findet blos ein kindisches, freundliches Wohlgefallen an ihm, sonst würde sie, so einfach sie auch ist, dies mir nimmermehr mit solcher Freimüthigkeit gesagt haben."

Er sprach nun von allerhand angenehmen Dingen, während man den Heimweg weiter fortsetzte.

Neuntes Kapitel.

Es fanden nun keine weiteren Spazierritte mehr statt. Die Witterung ward zu kalt, und der Ausflug nach Mattabeeset ward bis zum Frühlinge verschoben. Unter Fleiß und angenehmen Erholungsstunden im häuslichen Kreise vergingen die kurzen Tage des Decembers.

Eine Unterbrechung fand in so fern statt, als ein Brief von Miß Delia Danforth in Pequot eintraf, worin sie Faith bat, sie auf einige Tage zu besuchen. Miß Delia war nämlich sehr unwohl, leidend und allein, denn sie hatte weiter keinen Umgang als die Frau ihres Bruders, eine Französin. Der Bruder war schon seit mehreren Jahren todt, und die Witwe und die Schwester, welche so lange zusammen bei ihm gelebt, hatten auch nach seinem Tode ihren stillen Haushalt in der zeitherigen Weise

fortgeführt. Jetzt aber sehnte Miß Danforth sich nach einer Person von ihrer eigenen Verwandtschaft, oder sie hegte eine besondere Vorliebe für Faith's Gesellschaft, denn sie bat sie inständig, doch ja zu kommen. Faith war sofort bereit dazu; Mistreß Derrick zögerte aus verschiedenen sehr natürlichen Gründen, ihre Einwilligung zu geben, doch folgte auch diese.

An dem Tage vor Faith's Abreise war Mistreß Derrick ganz ungewöhnlich thätig, um Faith so viel als möglich Zeit zu ihren Studien zu verschaffen, und so kam es, daß, als es Abend und das Gebet vorüber war, Mistreß Derrick stracks zu Bette ging, theils aus Ermüdung, theils um am nächsten Morgen recht zeitig aufzustehen, denn sie selbst wollte Faith hinüber nach Pequot fahren.

Faith blieb mit ihrem Lehrer noch bei den Büchern sitzen, bis plötzlich Cindy zur Thür hereinschauete und „Miß Faith" rief.

Faith stand auf und ging an die geöffnete Thür.

„Es war heute Abend ein Knabe da," sagte Cindy. „Er kam von der alten kranken Frau im Barley Point und sagte, es stehe mit ihr schlimmer als je. Sie sei ganz schwach und habe auch keinen Bissen Brot im Hause."

„Ist der Knabe noch da?"

„O nein," sagte Cindy. „Er kam, während Sie beim Abendessen waren. Ich hätte es Ihnen freilich schon eher sagen können, aber ich hatte mit dem Kuchenbacken zu thun, und habe es darüber vergessen, bis es mir jetzt plötzlich wieder einfiel. Mr. Skip ist heute Abend auch nicht zu Hause," setzte Cindy hinzu, und Faith trat hinaus in die Hausflur und schloß die Thür hinter sich.

„Allein kannst Du nicht hingehen, Cindy," sagte sie; „vielleicht aber findest Du Jemanden, der Dich begleitet. Ich will einen Korb Eßwaaren für die Kranke zurechtmachen."

„Ach, mein Himmel, wen soll ich denn heute Abend noch zu einem solchen Gange auftreiben?" rief Cindy.

„Gut, gut," entgegnete Faith; „dann werde ich selbst mitgehen — mach' Dich immer fertig."

Mit diesen Worten eilte sie in Speisekammer und Keller, und hatte bald einen ziemlich großen Korb gefüllt, den sie Cindy übergab. Hierauf kehrte sie in das Wohnzimmer zurück, trat an den Tisch und sagte ruhig:

„Ich kann heute Abend in meinen Studien nicht weiter fortfahren, Mr. Linden. Ich habe etwas Anderes zu thun. Ich werde für eine kleine Weile ausgehen."

„Darf ich — nicht aus Neugier — fragen, mit wem?“ entgegnete er, indem er zu ihr aufblickte.

„Mit Cindy — wir wollen einer armen, alten kranken Frau Etwas zu essen bringen. Bis morgen kann sie nicht warten.“

„Dann werde ich mitgehen,“ sagte Mr. Linden.

„O, das ist mir lieb,“ entgegnete Faith. „Ich werde in einer Minute fertig sein.“

Sie eilte davon, um sich fertig zu machen. Mr. Linden ging in die Küche und nahm Cindy den Korb ab, und wartete dann an der Hausthür, bis Faith kam; dann schritten sie mit einander in den Mondschein hinein.

Der Weg nach dem Häuschen der armen Frau schien Faith heute durchaus nicht lang zu sein; aber wenn auch das Gegentheil der Fall gewesen wäre, so würde sie sich doch gut belohnt dafür erachtet haben — so dringend war Hülfe nöthig, so dankbar ward sie angenommen.

Der Korb ward zurückgelassen, um später einmal von Mr. Skip abgeholt zu werden, und zu einer ziemlich späten Stunde des Abends machte man sich auf den Rückweg.

Die Nacht war ziemlich kalt und tiefes Schweigen herrschte rings umher. Der Mond schien hoch und voll in silbernem Glanze herab und die Ober-

fläche der Erde war weiß oder schwarz. Die Schritte der beiden nächtlichen Wanderer schienen in dieser erfrischenden Luft leichter und elastischer zu sein als sonst.

Anfangs unterhielten sich die Beiden ziemlich lebhaft mit einander, allmählig aber wurden sie nachdenklich und setzten ihren Weg schweigend weiter fort.

Sie hatten eben den Waldsaum hinter sich und kamen jetzt an einigen kahlen Feldern vorüber, wo niedrige Heckenzäune eine schwarze Demarcationslinie bildeten und das Mondlicht noch weißer erschien als zuvor. Faith befand sich auf der Seite des Heckenzauns und war ihrem Begleiter einige wenige Schritte voraus, denn der Weg war hier glätter und trockener.

Wie es kam, wußte Faith selbst nicht — die nächsten zwei Secunden schienen von getrennten Dingen erfüllt zu sein, deren sie sich später erst erinnerte, ihre Hand hatte aber Mr. Linden's Arm losgelassen, und er stand auf einmal vor ihr und sie hinter ihm, beinahe ehe sie noch einen kurzen rothen Blitz, der aus dem Heckenzaune vor ihnen aufzuckte, richtig gesehen hatten. Ein lauter Knall — ein Pulvergeruch in der reinen Luft — gab weiteres Zeugniß — wovon?

Mr. Linden drehete sich herum, blieb aber immer

noch so stehen, daß er seine Begleiterin schirmte, und legte seine beiden Hände auf ihre Schultern.

„Sind Sie getroffen?“ sagte er leise und hastig.

Einen Augenblick stand sie erschrocken und stumm da, ohne eines Wortes mächtig zu sein, im nächsten jedoch machte sie sich mit einer zu raschen und plötzlichen Bewegung, als daß dieselbe hätte verhindert werden können, von ihm los, sprang auf die Seite und dann rasch wie eine Gazelle nach der Stelle, wo der rothe Blitz emporgezuckt war. Ehe sie aber diese Stelle noch erreichte, ward sie eingeholt und festgehalten, während zugleich derselbe deckende Schild sich zwischen sie und den Heckenzaun stellte.

„Sind Sie getroffen?“ wiederholte Mr. Linden.

„Nein — lassen Sie mich, lassen Sie mich!“ rief sie begierig, indem sie sich frei zu machen suchte.

„Nein, liebes Kind,“ sagte er, ohne sie loszulassen, „wo wollen Sie hin? Sie würden Nichts finden. Kommen Sie so rasch als möglich weiter — gehen Sie vor mir her. Wollen Sie mir versprechen, dies zu thun? Ich werde Ihnen in kurzer Entfernung folgen.“

„Vor Ihnen her? Nein; was wollen Sie denn thun? Sind Sie getroffen?“

„Nein, ich bin nicht getroffen, und gedenke Nichts weiter zu thun als Ihnen nach Hause zu folgen.

Aber geben Sie mir Ihr Versprechen, Miß Faith — hier dürfen Sie nicht stehen bleiben."

„Aber warum soll ich denn vor Ihnen hergehen? Wird man uns verfolgen?"

„Ich muß Sie im Auge behalten, aber in meiner unmittelbaren Nähe dürfen Sie nicht bleiben."

Mit diesen Worten ließ er sie los, und sagte in fast befehlendem Tone:

„Gehen Sie voran, Miß Faith — Sie dürfen keinen Augenblick länger zaudern."

„Nein, ich will mit Ihnen gehen," sagte sie leise, indem sie sich fest an seinen Arm anklammerte. „Meine Nähe ist Ihr Schutz. Kommen Sie."

„Nein, nein," entgegnete er in demselben festen Tone wie vorher, „Sie müssen vorangehen — fürchten Sie Nichts."

Faith sah, daß längeres Widersprechen Nichts nützen würde, und ging daher mit schnellem Schritte vorwärts. In ihren Ohren hallte immer noch jener Knall. Ihre Augen maßen unbewußt die Entfernung an den bekannten Gegenständen, an welchen sie vorüberkam. Sie ging so rasch, sie konnte, und wußte durch Willenskraft sich aufrecht zu erhalten, obschon ihr zuweilen die Sinne zu vergehen droheten. Dann und wann sah sie sich um, blieb aber deßwegen nicht stehen. Ehe sie noch den dichter bebaueten Theil

des Dorfes erreichten, ward ihr Schritt ein Wenig langsamer, aber ohne Wanken.

Als sie endlich in die breite Hauptgasse des Dorfes einbogen, wo die Häuser und Gärten fast ununterbrochen auf einander folgten und hier und da noch Lichter aus den Fenstern schimmerten, blieb Faith stehen und lehnte sich an einen Zaun. Nach wenigen Secunden hatte Mr. Linden sie eingeholt und stand neben ihr.

Er zog ihre Hand in seinen Arm und führte sie schweigend weiter; wie sehr er sich aber um ihretwillen freuete, ihre Wohnung zu erreichen, konnte Faith aus der Art und Weise errathen, auf welche sie die Stufen hinauf und in die Hausflur halb getragen und die Thür hinter ihr verschlossen und verriegelt ward. Auf dieselbe Weise ward sie in das Wohnzimmer gebracht und in den Lehnstuhl gesetzt, wo dann behutsame, aber rasche Hände sie von Hut und Mantel befreieten. Sie selbst verhielt sich dabei fast ganz unthätig und ließ das Haupt auf die Brust herabsinken.

Er stand neben ihr und fragte, ob sie sich ohnmächtig fühle.

„Nein, Sir, es ist Nichts," sagte Faith, aber in einem Tone, als ob selbst ihre Stimme erschöpft wäre. Damit kreuzte sie die Arme auf dem Tische,

an welchem der Lehnstuhl stand, und legte dann den Kopf darauf.

Mr. Linden holte ein Glas Wein und bewog sie mit sanfter Gewalt und Ueberredung, es zu trinken. Nachdem dies geschehen, stützte er sich auf die Lehne ihres Stuhls — schweigend, aber mit sehr ernstem Gesichte. Endlich richtete sie sich wieder auf, bedeckte aber das Gesicht mit den Händen und stammelte:

„Was können wir thun, um diesen Dingen ein Ende zu machen?"

„Ich will versuchen, was sich thun läßt," antwortete er in einem Tone, als wenn diese Frage nicht die wäre, welche ihn vorzugsweise beschäftigte. „Ich glaube, ich kann einen Ausweg finden. Ich wollte, daß mir andere Dinge nicht mehr Unruhe machten als dies. Aengstigen Sie sich deßwegen weiter nicht, Miß Faith — ich habe nun Grund, mich zu freuen, daß Sie nach Pequot reisen. Vorher konnte ich blos daran denken, wie sehr ich meine Schülerin vermissen würde."

„Warum freuen Sie sich denn jetzt, Mr. Linden?" fragte Faith in mattem Tone.

„Ein Wechsel der Luft wird gut für Sie sein — bis diese Luft in einem bessern Zustande ist."

Faith erwiderte Nichts. Nach einigen Minuten

erhob sie sich, nahm ihren Hut und Mantel in die Hand und bot die andere Mr. Linden.

„Fühlen Sie sich jetzt besser?“ fragte er. „Wollen Sie mir versprechen, sich unverweilt schlafen zu legen und aller beunruhigenden Gedanken zu entschlagen?“

„Wenn es möglich ist, werde ich es thun,“ antwortete sie mit mattem Lächeln, flüsterte dann ein leises „Gute Nacht, Sir,“ und bewegte sich nach der Thür.

„Werden Sie Arbeit — ich meine Schularbeit — mit nach Pequot nehmen, oder werden Ihre Hände andere Dinge dort finden?“ fragte Mr. Linden, und bewog Faith dadurch, stehen zu bleiben, ehe sie noch die Thür erreicht hatte.

„Allerdings hatte ich mir vorgenommen, einige meiner Schularbeiten mitzunehmen — ich hoffe dort sehr fleißig sein zu können.“

„Nun, dann nehmen Sie noch einmal auf zehn Minuten Platz, damit ich Ihnen die nöthigen Anweisungen ertheilen kann.“

Sie kehrte sofort an den Tisch zurück und setzte sich. Mr. Linden schlug das Buch an der Stelle auf, wo sie an diesem Abende unterbrochen worden, und sagte ihr, wie und wo sie in diesem eben so wie in den verschiedenen andern Büchern fortfahren solle, bis sie ihn wiedersehen würde, indem er zugleich Zeichen hineinlegte, oder Bleistiftnotizen machte.

Alles Dies nahm nur wenige Minuten Zeit in Anspruch und dann legte Mr. Linden die Bücher zusammen, nahm noch einmal die vom Abendgebete noch daliegende Bibel zur Hand, schlug den 91. Psalm auf und las ihn laut vor — mit einem innigen, ergreifenden Ausdrucke, so daß die Worte wie Balsam in Faith's tiefverwundetes Herz drangen. Dann sagte er ihr nochmals gute Nacht.

Sie ging erfrischt und gestärkt, aber dennoch um eine Beute der Gedanken zu werden, welche eine Zeit lang den Schlaf hinderten, sein Recht geltend zu machen.

Einen wie großen Theil der Nacht und des frühen Morgens Faith mit diesen Gedanken zubrachte, ist ungewiß, denn schon die Anstrengung des Abends würde ihr bleiches, mattes Aussehen am nächsten Tage hinreichend erklärt haben.

Zehntes Kapitel.

Gleich nach dem Frühstücke ward der Wagen bereit gemacht, und als Mistreß Derrick und Faith darin saßen und Mr. Linden Letztere nochmals dringend gebeten hatte, der Weisungen, die er ihr am Abende vorher ertheilt, eingedenk zu sein, machte er sich auf den Weg nach dem Orte seines eigenen Tagewerks, und Mutter und Tochter traten ihre Reise an.

In einem kleinen, unscheinbaren Hause in einer Nebengasse von Pequot, befand sich der kleine, sehr seltsame Haushalt der beiden Verwandten Miß und Madame Danforth. Sie hielten keine Dienstboten; sie lebten ganz für sich; die verschiedenen häuslichen Arbeiten theilten sie unter sich und verrichteten sie spielend, so wie überhaupt ihr ganzes Leben ein Spiel zu sein schien. Jetzt freilich war Miß Dilly krank und nicht im Stande, ihre Rolle zu spielen;

auch hatte sie — was noch schlimmer war — ihre sonstige heitere Anschauungsweise der Menschen und Dinge verloren.

Bei der kleinen Französin war dies allerdings nicht der Fall, aber es gehören zwei Personen dazu, um einen Ball hin und her zu schlagen, und Faith war daher sehr willkommen.

Welche Arbeit sie während der nächsten zwei oder drei Wochen verrichtete, war am besten, nicht ihr, sondern den beiden alten Damen bekannt, deren Herzen sie erheiterte. Und sie wußten nicht Alles — sie wußten Nichts davon, wie Faith's Herz pochte, wenn sie an Daheim dachte, und welche Mühe es ihr kostete, diesen Gedanken so viel als möglich zu unterdrücken.

Dabei war sie auch ununterbrochen darauf bedacht, ihre beiden Verwandten, von welchen sie wußte, daß ihnen in dieser Beziehung noch Vieles fehlte, zu derselben ächt christlichen Denkungs- und Sinnesart zu bekehren, die sie unter Mr. Linden's Leitung sich angeeignet hatte. Sie las ihnen früh und Abends aus der Bibel vor und sah sich oft veranlaßt, diese Vorlesungen bis tief in die Nacht hinein fortzusetzen; denn Miß Danforth fühlte, daß die ihr noch vergönnte Zeit zu dieser Umwandlung vielleicht eine nicht mehr lange sei, und ward daher immer begieriger,

sich mit den ihr jetzt erst zum vollen Verständnisse kommenden Pflichten und Vorrechten eines wahren Christen vertraut zu machen. Faith konnte nie lange genug lesen — Miß Dilly nie lange genug zuhören.

„Faith, mein liebes Kind," sagte letztere eines Nachts spät, als sie mit einander allein waren, „kannst Du für mich beten?"

„Das thue ich ja, Tante Dilly."

„Nein, nein, ich meine, kannst Du nicht mit mir beten, Faith?"

Faith küßte sie, bedeckte sich das Gesicht mit den Händen und zitterte, dann kniete sie nieder und betete. Dies that sie in der Folgezeit noch viele Male.

Am Sonnabend vor Weihnachten, der übrigens der vorletzte Tag vor dem Feste war, fuhr Squire Stoutenburgh auch nach Pequot und begab sich, nachdem er seine Geschäfte besorgt, sofort zu Madame Danforth. Die kleine Französin führte ihn in ein ebenfalls kleines Zimmer und verließ ihn, und nach einigen Minuten trat Faith ein.

„Nun, wie geht es Ihnen, Miß Faith?" rief ihr der Squire entgegen.

„Es geht mir sehr wohl, Sir."

„Ah, das glaube ich! Ich werde Ihnen aber Gelegenheit verschaffen, an einen Ort zu kommen,

wo es Ihnen noch wohler geht. Ich soll Sie nämlich mit nach Hause bringen — man bedarf Ihrer."

„Es ist doch Nichts vorgefallen?" fragte Faith ängstlich.

„Nein, wenigstens nichts Unangenehmes, hoffe ich," entgegnete der Squire. „Werden Sie also diesen Nachmittag mit mir nach Hause fahren?"

„Ja wohl, Sir — sehr gern! Schickt meine Mutter Sie zu mir?"

„Ja, sie trug mir auf, Sie mitzubringen, wenn Sie hier abkommen könnten, Miß Faith. Ich glaube, sie würde Ihnen in allen Dingen den Willen thun, und wenn Sie Ihren Aufenthalt in dem Monde nehmen wollten, aber dennoch sehnt sie sich sehr, Sie wiederzusehen. Diese Sehnsucht wird übrigens nicht von ihr allein empfunden," fuhr der Squire fort. „Der Doctor ist verreis't, welcher fürchtete, von dieser Krankheit angesteckt zu werden; gewisse andere Leute aber haben ein Amt zu bekleiden, wissen Sie, und können daher nicht fort."

Faith erröthete ein wenig und sagte:

„Ich werde mich bereit halten, Mr. Stoutenburgh. Wann werden Sie mich abholen?"

Die Stunde ward festgesetzt, und Faith theilte ihren Freundinnen den Stand der Dinge mit, indem sie zugleich versprach, da nöthig nach Weihnachten

wiederzukommen oder ihre Mutter zu schicken. Miß Dilly gönnte ihr das Vergnügen der Heimreise, ließ sie aber doch nur höchst ungern fort, und Madame Danforth war geradezu untröstlich, so daß Faith's Freude, als sie den Squire wieder sah, ihre gewohnte Beimischung von Ernst hatte.

Mr. Stoutenburgh ließ sie in seinem Schlitten Platz nehmen und hüllte sie warm in Shawls und Büffeldecken.

„Ich glaube, ich habe von allen Ihren Freunden keinen einzigen lächeln sehen, seitdem Sie fort sind," sagte er, indem er sich ebenfalls so gut als möglich gegen die Kälte verwahrte. „Doctor Harrison machte jedoch eine Ausnahme, denn dieser erhielt sich in der Uebung, so lange er da war."

Faith schwieg. Sie betrachtete die mit Schnee bedeckte Straße und die klingelnden Köpfe der Pferde, und ihr Herz pochte schneller bei dem Gedanken, daß sie heimwärts fuhr.

„Wissen Sie nicht, warum der Doctor wünschte, daß Mr. Linden jenes wilde, unbändige Pferd ritte?" fragte der Squire. „Hat er denn einen besondern Grund, zu wünschen, daß unser armer Schulmeister den Hals breche?"

„Ist das denn der Fall?"

„Daß er den Hals gebrochen hat? — Nein,

das noch nicht — der Doctor lebt noch in guter Hoffnung. Sie betrachten die Sache mit ziemlich gelassenem Blicke, Miß Faith, das muß ich sagen."

„Ich meine, ob er ihm das Pferd mit einer besondern Absicht überlassen hat, Mr. Stoutenburgh. Jedenfalls hat Doctor Harrison gewußt, daß keine große Gefahr dabei sei."

„Wohl möglich," entgegnete Mr. Stoutenburgh langsam, indem er sein Gespann antrieb. „Es ist mittlerweile Mancherlei bei uns in Pattaquasset passirt, Miß Faith."

„Wirklich, Sir?" fragte Faith in ihrem ruhigen Tone, aber doch mit einem kleinen Anfluge von Neugier.

„Ja," sagte der Squire, seine Peitsche schüttelnd, „Sam Deacon ist wieder fort und Mr. Linden ist unbeliebt geworden. Sind das nicht wichtige Neuigkeiten?"

„Wie so?"

„Nun, Sam Deacon ist fort," wiederholte der Squire; „er lief ein wenig zu oft mit dem geladenen Gewehre herum, und ein Freund von mir, der eben nach Egypten oder sonstwohin reisen wollte, nahm ihn mit. Sie brauchen seinetwegen nicht in Sorge zu sein, Miß Faith — er befindet sich in guter

Obhut. Ich würde ihn eine viel schlimmere Reise haben antreten lassen, aber ich ward überstimmt."

„Und ist er wirklich nach Egypten?" sagte Faith.

„Ganz so weit wird er wohl noch nicht sein," sagte der Squire, „aber ich glaubte, es wäre gut für Sam's Gesundheit — er ist seit einiger Zeit im Kopfe noch etwas schwächer als gewöhnlich."

„Das war aber blos die eine Hälfte Ihrer Neuigkeiten, Mr. Stoutenburgh," sagte Faith, nachdem sie einige Minuten lang nachgedacht.

„Die andere Hälfte hat nichts Wunderbares, Mr. Linden wird allmählig unbeliebt, weil er nicht thut, wie manche Leute wünschen, und da deren ziemlich viele sind, so fürchte ich, daß die Abneigung gegen ihn überhand nimmt. Ich für meine Person habe ihm wiederholt gesagt, wie dieser Uebelstand zu beschwichtigen wäre, aber er läßt sich ja Nichts einreden."

Faith's Verlangen, Neuigkeiten aus Pattaquasset zu hören, ward befriedigt, und sie gab daher keinerlei Neugier weiter zu erkennen. Ihr vorherrschendes Gefühl, welches selbst die Worte des Squire nicht verändern konnten, war innige Freude, daß sie nun bald wieder daheim sein sollte; gleichzeitig aber war ihre Gemüthsstimmung zu ruhig und zu ernst, als

daß der Wein der Freude ihr hätte in den Kopf steigen können.

Squire Stoutenburgh schien ebenfalls zufrieden — vielleicht mit der keine Kälte verrathenden Farbe von Faith's Wangen, und fuhr nun rasch weiter, während er blos von gleichgültigen Dingen sprach.

Die Pferde trabten munter auf dem Schnee dahin, und an dem bleifarbenen Himmel zeigten sich hier und da einige Lichtstreifen, als die Sonne hinter den Umrissen von Pattaquasset niedersank. Schnell ging es den Hügel hinauf, an Bäumen, Scheunen und Häusern vorüber, bis sie in die Hauptstraße einbogen und nun nach wenigen Augenblicken der Schlitten vor Mistreß Derrick's Hause Halt machte.

Es war jetzt schon ziemlich dunkel geworden. Faith konnte nur wenig mehr sehen als die in den Fenstern schimmernden Lichter, und hatte überhaupt auch keine Zeit, viel zu sehen, so plötzlich ward sie in dem Augenblicke, wo der Schlitten hielt, aus diesem herausgehoben. Dann sagte Mr. Linden's Stimme:

„Ich danke Ihnen, Mr. Stoutenburgh."

„Schon gut," entgegnete dieser, und ließ seine ungestümen Pferde weiter traben.

„Aber, Mr. Linden," sagte Faith halb lachend, obschon mit einem Anfluge der alten Schüchternheit

in ihrer Stimme, „wie konnten Sie mich sehen, ehe ich Sie sah?"

„Aus verschiedenen Gründen, Miß Faith. Wie befinden Sie sich?" fragte er und führte sie unverweilt in das Haus und in das Theezimmer, um das Herz ihrer Mutter zu erfreuen und deren Augen überfließen zu machen.

„Mein Kind!" rief Mistreß Derrick, „nie lasse ich Dich wieder fort, mag Dich verlangen wer da will!"

Faith lachte und küßte sie, hielt aber den Augenblick nicht für geeignet, um zu sagen, was sie dachte, nämlich daß ihre Mutter sie vielleicht schon in einigen Tagen würde wieder fortlassen müssen, und zwar abermals auf Miß Danforth's Wunsch.

„Mutter," rief sie, „ich freue mich, daß ich wieder daheim bin."

Und dann ging sie auf Mr. Linden zu und bot ihm die Hand.

„Miß Faith," sagte er, „es wird gut sein, wenn ich Ihnen wieder Arbeiten aufgebe. Manche Leute vernachlässigen sich sehr leicht, wenn man ihnen Gelegenheit dazu läßt."

„Allerdings habe ich während meiner Abwesenheit nicht viel gearbeitet, Mr. Linden."

Er lächelte — was las er in ihrem Antlitze?

„Sie wissen nicht, was Sie gethan haben, Kind,“ sagte er. „Aber sie sieht munter aus, Mistreß Derrick, und wir sind sehr froh, sie wieder bei uns zu haben.“

Faith ward nun unverweilt an den Theetisch geführt, denn ihre Mutter war der Meinung, sie müsse vor Kälte und Hunger halb todt sein.

Faith sah nicht aus, als ob sie fröre, und obschon sie aß und trank, als ob sie froh wäre, daheim zu sein, so geschah es doch nicht mit der Miene einer Person, bei welcher Brot und Butter die ersten Gedanken sind.

Mistreß Derrick sprach in ihrer Freude fast unaufhörlich. Sie erzählte Faith, wie Mr. Linden das wilde Pferd geritten und Zeit gefunden, ihre Sonntagsschüler zu unterrichten und alles Andere zu besorgen — denn er schien der Dreh- und Angelpunkt von Allem zu sein. Mr. Linden warf nur selten eine witzige, Faith's Lachen erregende Bemerkung dazwischen und verhielt sich meistentheils ruhig.

Nach dem Thee folgte das gemeinschaftliche Abendgebet, und als nach diesem Mistreß Derrick das Zimmer verließ und Faith auf einem Stuhle am Kamine Platz genommen hatte, sagte Mr. Linden:

„Miß Faith, wollen Sie mir erlauben, Ihnen

auch während der Feiertage Unterrichtsstunden zu geben?"

„O ja — nämlich wenn Sie es gern thun, Mr. Linden, und wenn ich hier bin," antwortete sie.

„Was sollen diese zwei Wenns?"

„Nun, als ich heute von Pequot abreis'te, geschah es mit dem Gedanken, daß ich vielleicht nach wenigen Tagen wieder hinmüßte. Ich fürchte, Tante Dilly wird mich bald wieder brauchen."

„Was haben Sie denn während der ganzen Zeit dort gemacht?" fragte Mr. Linden.

„Ich bin," antwortete Faith lächelnd, „im Hause herumgelaufen, ich habe die französische Küche studirt — vor allen Dingen habe ich in der Bibel gelesen und keine Zeit gehabt, sonderlich etwas Anderes zu thun."

„Wissen Sie," sagte Mr. Linden, indem er sie ansah, „daß ich mir dies so gedacht habe? Also Sie sind Schritt um Schritt den Berg hinaufgegangen! Sehen Sie jetzt, wie die Straße jetzt immer ebener und breiter wird. Finden Sie die fruchtbaren Weideplätze und die reinere Luft?"

„O Sir," sagte Faith, zu ihm aufblickend, „ich las Tante Dilly vor."

„Ich weiß es — ich verstehe es — sind meine Worte nicht immer noch wahr?"

Faith erhob sich und stellte sich, von stolz erhabenen Empfindungen bewegt, neben Mr. Linden.

„Es waren zwei gut verlebte Wochen, die ich dort zugebracht habe, Mr. Linden, obschon ich gern daheim gewesen wäre. Tante Dilly verlangte die Bibel — Morgens, Mittags und Abends — und es war herrlich, ihr daraus vorzulesen. Manchmal mußte ich lesen bis zwölf Uhr des Nachts, und manchmal fing ich um vier Uhr des Morgens an.“

„Ich fürchte, daß dies nicht gut für Sie war,“ entgegnete Mr. Linden, „wenn man nämlich von einem solchen Werke der Liebe so Etwas sagen kann. Wissen Sie, daß die Bibel der Feuersäule gleicht, welche den Israeliten den Weg zeigte, aber für Die, welche nicht zu Israel gehörten, zu einer Wolkensäule ward, durch welche der Herr sie irre leitete? — Also, Sie glauben, Tante Dilly werde Sie bald wieder gebrauchen?“

„Ja, denn sie hat sonst Niemanden, der ihr diesen Dienst leisten könnte,“ sagte Faith und schwieg dann eine Weile. „Was glauben Sie wohl, was bei Tante Dilly der erste Anlaß zu dieser Sinnesänderung gewesen ist, Mr. Linden?“

„Das weiß ich nicht — sagen Sie mir's.“

„Einige Worte von Ihnen, die Sie wahrschein=

lich nicht mehr wissen, die aber ihr und mir unvergeßlich geblieben sind — Worte, die Sie eines Abends, als sie im vorigen Sommer hier war, darüber sprachen, daß in irgend einer Beziehung jeder Mensch seinen Werth habe. Sie führten damals dabei den Spruch an: „Sie sollen mein sein, spricht der Herr, und Niemand soll sie aus meiner Hand reißen.“

Faith wußte nicht, welch' ein milder Glanz in ihren Augen lag, sonst würde sie wahrscheinlich das Licht desselben nicht in seiner ganzen Fülle auf Mr. Linden haben fallen lassen. Es war ein ernster, sanfter Blick, der den ihrigen beantwortete, aber von keiner mündlichen Bemerkung begleitet war.

Faith unterbrach das Schweigen nicht wieder — ein Schweigen, welches, nach den Mienen der Personen zu urtheilen, Beiden angenehm war — bis Mistreß Derrick wieder hereintrat, die freilich niemals lange abwesend sein konnte. Faith erhob sich nun von dem Stuhle — setzte sich auf einen niedrigen Schemel zu den Füßen ihrer Mutter und bemächtigte sich liebkosend der Hände und Arme derselben. Sie sagte auch jetzt noch Nichts davon, daß sie wahrscheinlich bald wieder nach Pequot würde zurückkehren müssen, und die Minuten des Abends

flossen dahin, wie solche Minuten dahinzufließen pflegen.

Der Sonntag, welcher folgte, war ein so ruhig-glücklicher, wie man ihn oft in dieser Welt kennt, und der nächste Tag war Weihnacht.

Eilftes Kapitel.

Der Weihnachtstag war ein prachtvoller — der Himmel glich einem Sapphir, die Erde einer Perle und die Sonnenstrahlen funkelndem Golde.

Als Faith aus ihrem Schlafzimmer herunter kam, hielt sie die nette kleine karmoisinseidene Kapuze, welche ihre Mutter ihr genäht, in der Hand, um sie zu zeigen; da aber Niemand im Wohnzimmer war, so ging sie nach ihrem Arbeitskorbe, um die Kapuze in gute Verwahrung zu bringen.

Der Korb war aber schon nicht mehr leer. Zu irgend einer unbekannten Stunde der Nacht war der heilige Christ dagewesen und hatte eine Spur seiner Anwesenheit in Gestalt eines kleinen, dünnen Packets hinterlassen — eines jener Packete, über deren Ursprung zu dieser Zeit des Jahres Niemand einen Augenblick lang in Zweifel zu sein pflegt.

Faith's Wangen wurden so dunkelroth, als ob sie die karmoisinrothe Kapuze aufgehabt hätte, und mit zitternden, zögernden Händen nahm sie das Packet aus dem Korbe heraus. Es war sehr sorgfältig und sauber emballirt. Unter dem braunen Papiere, welches die äußere Hülle bildete, zeigte sich ein weißes, und unter diesem eine rothlederne kleine Mappe von jener hübschen altväterischen Façon, wo der Inhalt vermittelst einer rothen Lederzunge verwahrt wird. Als Faith aber diese und mit der Vorsicht, die man bei solchen Gelegenheiten instinctartig beobachtet, auch den Ledergürtel herausgezogen hatte, fand sie in diesem die allerschönste Fortsetzung ihrer italienischen Reise in Gestalt sehr schöner Photographieen von einer Menge italienischer Landschaften und Gegenstände, mit hier und da einem Ausfluge in die Schweizer Gebirge untermischt.

Nur wenige, fast scheue Blicke warf Faith darauf, dann steckte sie die Photographieen, nachdem sie dieselben kaum angesehen, wieder in die Mappe und betrachtete die Außenseite des rothen Leders, betastete die glatte Fläche desselben mit bewundernden Fingern, die kaum glaubten, was sie berührten, und einem Gesichte, welches jetzt förmlich dunkel erglühte. Sie dünkte sich reich — reicher als ein Millionair — und eilte dann in die Küche, um das Weihnachts-

frühstück auf besondere Weise auszuzeichnen — vielleicht auch um ihren Gedanken ungestörter nachhängen zu können, indem sie eine von Madame Danforth's sehr empfehlenswerthen, aber in Pattaquasset unerhörten Delicatessen bereitete, und als die übrigen Bestandtheile des Frühstücks fertig waren, trat auch Faith mit ihrem Gerichte schüchtern in's Zimmer.

Sie hatte kein Wort der Anerkennung für Mr. Linden, was gewiß sehr undankbar war. Sie reichte ihm jedoch die Hand mit einer Geberde und einem Blicke, die beide eben so zärtlich als graziös waren, trotzdem daß sie durch einen Schatten von Zurückhaltung verschleiert wurden. Sie hatte am Feuer gestanden und ihr Gesicht war deßhalb ganz natürlich ein wenig rosig.

An Mr. Linden war keine besondere Zurückhaltung zu bemerken, und er wünschte seinen Hausgenossen nicht blos ein fröhliches Weihnachten, sondern schien auch — wenigstens so weit das Frühstück sich erstreckte — das Seine zur Verwirklichung dieses Wunsches beitragen zu wollen. Faith mochte noch so schüchtern sein als sie wollte, aber sie mußte doch auch mit fröhlich sein, und das Frühstückszimmer strahlte daher von etwas mehr als Sonnenschein. Ja, es war ein fröhliches Weihnachten — fröhlich draußen und fröhlich im Hause — jene Fröhlichkeit,

welche „wohlthut wie Arzenei." — Heitere Stimmen und muntere Tritte und Schneeballwerfen auf der offenen Straße, muntere Schneevögel auf den Zweigen der Bäume, freudige Gesichter im Hause, und über und auf Allen heller Sonnenschein und die trauliche Stille eines Wintermorgens.

„Was wirst Du heute beginnen, Mutter?" fragte Faith gegen das Ende der Frühstückszeit.

„Am liebsten möchte ich fortwährend Dich ansehen, Kind," sagte ihre Mutter, „aber ich muß ja ausgehen, wie Du weißt. Was wirst Du denn beginnen, Faith?"

„Allerlei, Mutter. Und Sie, Mr. Linden?"

„Auch Allerlei, Miß Faith — deßhalb werden wir uns im Laufe des Tages ziemlich oft begegnen," sagte er lächelnd. „Wollen Sie mir vielleicht irgendwelche Befehle ertheilen?"

„Vielleicht — wenn ich kann. Mutter, wie sollen wir denn heute Abend zu Mistreß Somers kommen? Ist Crab wieder gesund?"

„O Crab ist für diesen Winter fort, Kind, und wir haben jetzt Mr. Stoutenburgh's Jerry. Ja wohl — seit Du fortwarst."

Das Erste, was Faith zu besorgen hatte, war das Weihnachtsmahl, und sie widmete sich dieser Aufgabe mit Herz und Hand. Der Truthahn, die

Aepfel und die Pasteten — Alles war endlich bereit, und ungefähr eine Stunde vor dem Diner konnte Faith die Küchenschürze abbinden und in das Wohnzimmer gehen.

Sie sehnte sich nach einer abermaligen Berührung und Besichtigung des rothen Leders.

Diese war ihr vergönnt, und sie schwelgte über ihren Schätzen wie kein Geiziger über den seinigen. Sie betrachtete die herrlichen Photographieen eine nach der andern mit endloser Bewunderung, und that im Stillen zahllose, aus dieser Betrachtung hervorgehende Fragen, denn oft enthüllen sich einem blos im Geiste Reisenden daheim in dergleichen Dingen mehr Schönheiten als Hunderte von Denen, welche sie wirklich besuchen, jemals sehen.

Ehe noch die Mahlzeitsstunde schlug, kam Mr. Linden nach Hause, der Faith ihren Weihnachtsstrauß von Grün und Roth brachte — steife Stechpalmenblätter mit ihrem glänzenden Grün und muntere rothe Winterbeeren, die sich gegenseitig hervorhoben wie Juwelierarbeit, während das weiche Band, das sie zusammenhielt, vom dunkelsten Blau war.

„Werden Sie diesen Strauß tragen, Miß Faith?“ fragte Mr. Linden, als er ihn neben sie auf den Tisch legte.

Faith war aus ihrem Traume erwacht und warf

einen Blick auf die Stechpalme und die Winterbeeren. Die Freude, welche eine Zeitlang in ihrem Herzen die Oberherrschaft behauptet, ließ sie ihre Schüchternheit überwinden, und indem sie dankbar emporblickte, rief sie:

„Mr. Linden — welches Vergnügen haben Sie mir bereitet!“ Die sanfte Röthe, welche schon vorher auf ihren Wangen geleuchtet, verwandelte sich in dunkeln Purpur und sie setzte stammelnd hinzu: „Nicht wahr, das Geschenk ist von Ihnen?“

„Welches Vergnügen machen Sie mir!“ sagte er lächelnd; „ja, es ist von mir.“

„Es ist mir, als wäre ich heute an allen diesen Orten gewesen,“ fuhr sie fort, indem sie auf das Sopha blickte, wo ihre Mappe lag. „Es war mir, als sähe ich Ihre Schwester hier und da stehen und Etwas betrachten, was ich auf dem Bilde sah. Nun kann ich viel besser verstehen, worüber sie schrieb.“

„Ich freue mich sehr, daß Ihnen die Bilder gefallen. Später einmal müssen Sie mir erlauben, Ihnen einige Erklärungen darüber zu geben.“

„Darum wollte ich Sie eben bitten, Mr. Linden, aber es hat Zeit damit — ich kann warten.“

„Es kann heute eben so gut geschehen als zu irgend einer andern Zeit,“ antwortete er lächelnd, „bis nach Tische aber müssen wir doch damit warten.“

Nachdem die Mahlzeit vorüber war, wurden die Photographieen demgemäß vorgenommen, und Faith bekam nun einen so ausführlichen und gediegenen Vortrag darüber zu hören, wie sie nur wünschen konnte. Mr. Linden sagte ihr, wo jeder Platz seinen Namen her hatte, und erzählte ihr die Geschichte desselben, woran er noch mancherlei Bemerkungen über Klima, Erzeugnisse und Volkssagen knüpfte.

So verging der Nachmittag, bis es Zeit ward, Toilette zum Besuche bei Mistreß Somers zu machen.

Die Photographieen wurden behutsam wieder in die kleine Mappe gelegt und diese von Faith an einen Ort gebracht, wo sie für profane Hände nicht zugänglich war.

Ihre Toilette war an diesem Abende dieselbe, wie sie zum Besuche bei Stoutenburgh's getragen, nur mit dem Unterschiede, daß heute der Weihnachtsstrauß dazu kam.

Es dauerte nicht lange, so ließ Schellengeklingel sich vor der Thür hören, und Faith ward im Hause von ihrer Mutter und im Schlitten von Mr. Linden in ihre Shawls und Mäntel gehüllt.

Mr. Linden erwies sich dabei geschickter als Squire Stoutenburgh, und verstand sich darauf, Faith in einen kleinen Wigwam von Büffelfellen zu hüllen, ohne sie das Gewicht derselben fühlen zu lassen.

Dann ging es fort — Jerry war durch das fünf Minuten lange Stehen schon ungeduldig geworden und schleuderte den Schnee hinter seinen leichten Hufen empor. Wie lustig klingelten die Schellen! Wie ruhig und unwandelbar schauten die Sterne herab! Es war jetzt kein Mondenschein, aber die von Schnee bedeckte Erde fing jeden Strahl des Sternenlichts auf und spiegelte ihn wider, so daß es keineswegs dunkel war, und der Lichtschimmer aus den Fenstern der Häuser bildete helle Streifen auf dem Schnee.

Es fehlte nicht an Schlitten auf der Straße, von den großen Familienschlitten an, die ebenfalls das Pfarrhaus zum Ziele hatten, bis zu den kleinen Schlitten der sich umhertummelnden Knaben.

Mistreß Somers' Haus war eine gute Strecke von dem Mistreß Derrick's entfernt. Die Straße führte bei Mr. Simlins' Hause vorbei, dann bog sie in einen rechten Winkel ab und schlängelte sich über ein ziemlich einsames Stück Land und an dem Saume eines Waldes hin. Es war hell genug, um zu sehen, aber dennoch war die Straße nicht von der Art, daß man sie bei einer dunkeln Nacht gewählt hätte, und Faith war froh, daß der Squire Deacon nach Egypten gereis't war.

Zwölftes Kapitel.

In dem Garderobezimmer ward Faith von Mistreß Stoutenburgh, die in ihrem karmoisinseidenen Kleide sehr hübsch aussah, auf das Freundlichste empfangen. Dasselbe war, als sie in das Gesellschaftszimmer hinunterkam, bei Mistreß Somers der Fall, und dann ward sie von dem Squire Stoutenburgh in Beschlag genommen, der mit ihr auf- und abwandelte und sie so angenehm als möglich zu unterhalten suchte.

Faith besaß keine besondere Geschicklichkeit, irgend Etwas von sich abzuwehren, und dachte auch überhaupt nicht daran. Sie nahm, was kam, mit einfachem, ruhigem Sinne hin, der dennoch, gerade wie eine Biene, den rechten Punkt in einer Blume zu finden und den Honig daraus fortzutragen wußte. So ging sie mit Mr. Stoutenburgh auf und ab, und

eben so überließ sie sich später einer Gruppe alter und junger Freunde, die sie seit langer Zeit nicht gesehen hatte.

Es dauerte nicht lange, so drängte Doctor Harrison sich mit in diese Gruppe ein. Doctor Harrison war ein Löwe, und die kleineren Thiere wichen natürlich vor ihm zurück, wie er es auch nicht anders erwartete. Bald hatte der Doctor das Feld für sich allein.

„Wissen Sie noch," sagte er, nachdem er einige höfliche Redensarten mit ihr gewechselt und indem er neben ihr Platz nahm, „wissen Sie noch, was Sie einmal von den Blumen der Wildniß sagten?"

„Ja."

„Würden Sie einige derselben sehen wollen?"

„In der Wildniß?"

„Nein," sagte er lächelnd; „ich kann Ihnen aber wenigstens eine Familie davon heute Abend hier im Bildniß zeigen."

„Es wird mir Freude machen, sie zu sehen, sei es nun in der Wildniß oder anderwärts," sagte Faith.

„Nun, dann kommen Sie mit."

Doctor Harrison geleitete sie sofort in ein kleines Nebenzimmer, in welchem ein von einer Lampe beleuchteter Tisch stand, auf dem mehrere sehr große

dünne Bücher lagen. Auch ein sehr bequemer Lehnstuhl stand da. In diesem ließ Doctor Harrison seine Schutzbefohlene dicht vor dem Tische Platz nehmen und nahm eins der Bücher zur Hand.

„Ich stehe im Begriff," sagte er, „Sie mit der ganzen Familie der Rhododendrons bekannt zu machen."

„Der Rhododendrons?" sagte Faith. „Die habe ich noch nie gesehen."

„Dann sind die Rhododendrons zu bemitleiden," sagte der Doctor; „aber hier sind sie."

Es war, wie er sagte, die ganze Familie dieser Pflanze in kunstreichen Abbildungen und in natürlicher Größe. Faith hatte nie ein Rhododendron gesehen, und selbst in ihren Träumen nie eine Wildniß besucht, wo solche Blumen wuchsen. Ihre Freude über diesen Anblick schien Doctor Harrison vollständig zu befriedigen, und er hielt ihre Aufmerksamkeit von sich selbst eben so fern wie von der Thatsache, daß sie von der übrigen Gesellschaft abgeschieden war. Dann und wann kam einer oder der andere der Gäste herein, um zu sehen, was sie vorhätten, aber Rhododendrons hatten für die Meisten eben nichts Verlockendes, eben so wenig als Doctor Harrison. Mit der größten Höflichkeit wußte er Jedem den etwaigen Wunsch, dazubleiben und seinen

Vortrag mit anzuhören, zu benehmen und ihn auf geschickte Weise zu entfernen.

„Also alle diese prachtvollen Blumen wachsen in der Wildniß!“ rief Faith, nachdem der Doctor ihr eine Menge Exemplare gezeigt.

„Ja wohl. Was ist da weiter?“ entgegnete der Doctor.

Faith schwieg.

„Sie meinen, diese Blumen spenden ihren Duft umsonst?“

„O nein, das denke ich nicht. Ich dachte vielmehr an das, was die Bibel sagt: „Er hat Alles schon gemacht zu seiner Zeit,“ und „Gott sah Alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war gut.“

Der Doctor wendete das Blatt um und brachte abermals ein neues Rhododendron zum Vorschein. Faith's Gedanken flogen nach Pequot, und ihr Herz klopfte vor Freuden bei der Erinnerung an die kranke Verwandte dort.

Mistreß Stoutenburgh trug ihr dunkelrothes Kleid so wenig geräuschvoll, daß sie eine Minute lang dicht neben Doctor Harrison stand, ehe er ihre Gegenwart bemerkte. Diese ruhigen Bewegungen waren übrigens, wie hier bemerkt werden muß, Mistreß Stoutenburgh überhaupt eigen und jetzt durchaus nicht erkünstelt. Sie hatte daher auch nicht

die Absicht, Jemanden zu erschrecken, als sie plötzlich sagte:

„Meine liebe Faith, was sitzen Sie denn hier und sehen alle diese Rhododendrons an?"

Faith stutzte und blickte lächelnd auf.

„Wollen Sie vielleicht hier mit Platz nehmen, Mistreß Stoutenburgh?" sagte der Doctor, indem er ihr einen Stuhl am Tische präsentirte.

„Ich danke Ihnen," sagte sie lachend. „Ich bin heute Abend hier, um mich sehen zu lassen. Gewisse andere Leute sollten dies auch sein. Wie viel bezahlen Sie für das Monopol, Doctor?"

„Ich weiß es wirklich nicht," sagte Doctor Harrison, indem er seine schönen Augenbrauen ein wenig in die Höhe zog. „Ich bin in Pattaquasset, was für mich eine Region von Ungewißheiten ist. Sie werden das besser wissen als ich, Mistreß Stoutenburgh."

„Na," sagte Mistreß Stoutenburgh, indem sie dem Doctor einen boshaften Blick zuwarf, „da wir einmal von Rhododendrons, die Sie oft genug gesehen haben, sprechen, wie gefällt Ihnen diese, welche Sie noch nicht gesehen zu haben scheinen?" und sie berührte mit der Spitze ihres kleinen Handschuhs Faith's Stechpalmenblätter. „Ich sollte meinen, diese müßte auf das einwirken, was Mr. Linden den Nerv der angenehmen Empfindungen nennt."

„Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mich darauf aufmerksam machen,“ sagte der Doctor lächelnd. „Miß Derrick's Geschmack ist unvergleichlich. Es ist ein Act des Wohlwollens von ihr, Blumen zu tragen.“

Faith erröthete bis in die Stirn hinauf und neigte das Haupt. Trotz ihrer Wahrheitsliebe war sie doch nicht im Stande, zu bekennen, daß nicht ihr Geschmack es war, dem dieses Lob gebührte.

„Bilden Sie sich doch nicht ein, daß Sie ein Gegenstand des Wohlwollens seien, Doctor,“ bemerkte Mistreß Stoutenburgh, indem sie ein Blatt in dem Buche umwendete, um Faith Beschäftigung zu geben. „Man spricht in dem andern Zimmer von Veranstaltung eines Gesellschaftsspieles, liebes Kind,“ setzte sie in freundlichem Tone hinzu; „darf ich Mistreß Somers sagen, daß Sie sich dabei betheiligen werden?“

„Ja wohl, versteht sich!“

„Man ist noch nicht ganz so weit. Bleiben Sie sitzen und sehen Sie noch ein wenig Ihre Bilder an. Ich werde schauen, was man jetzt vor hat.“

Und Mistreß Stoutenburgh verließ das Zimmer. Doctor Harrison suchte einige ganz besonders schöne Exemplare auf und erzählte Faith von den Oertlichkeiten und Eigenschaften dieser Blumen, bis sie ihre Selbstbeherrschung wiedergewonnen hatte.

„Haben Sie die Neuigkeit in Bezug auf Mr.

Linden gehört?“ fragte er plötzlich mit der nachlässigsten Gleichgültigkeit.

„Was für eine Neuigkeit?“ fragte Faith, und wußte nicht, ob er die ihr bereits von Squire Stoutenburgh mitgetheilte, oder eine andere meinte.

„Dann hat er es Ihnen nicht selbst gesagt?“

„Nein,“ sagte Faith.

„Ich dachte, Sie wüßten es ganz genau,“ fuhr der Doctor in demselben Tone fort. „Es ist eine sehr gute Neuigkeit — für ihn — und ich hoffe, daß sie wahr ist. Schauen Sie, wie schön der Fall dieser Kelchblätter ist; auch die Farbennuance ist prachtvoll. Man sagt, er habe eine sehr theuere Freundin im Auslande, ich meine in Europa. Glauben Sie, daß dies wahr ist?“

„Ja,“ sagte Faith. Sie wußte nun, was der Doctor meinte; aber sie fühlte keine Lust, in den Gegenstand einzugehen, oder ihn darüber aufzuklären. Aber Mr. Linden konnte auch mehr als eine Freundin im Auslande haben!

Dieser Gedanke durchzuckte sie wie ein Blitz.

„Dann ist diese Geschichte also wahr?“ sagte der Doctor.

„Das weiß ich nicht, Sir,“ sagte Faith verlegen. „Ich weiß wirklich Nichts davon.“

„Aber Sie wissen auch nicht, daß sie nicht wahr ist?“ sagte er, indem er sie ansah.

„Nein, Sir, ich weiß es nicht.“

Doctor Harrison's fernerweite Fragen und Bemerkungen wurden durch den Eintritt der Person abgeschnitten, von welcher man soeben gesprochen. Mit seinem gewöhnlichen leichten, muntern Schritte trat Mr. Linden ein und bot Doctor Harrison die Hand.

„Guten Abend, Doctor! Wie geht es Ihnen? Miß Faith, darf ich Sie einmal von diesen Schönheiten entführen?“

Sie legte ihre Hand bereitwillig, aber schweigend in die seine und wagte kein Wort über die Rhododendrons oder etwas Anderes zu ihm zu sprechen.

„Ah, Sie haben wieder zwei Hände,“ sagte Doctor Harrison, „und bedienen sich derselben gegen mich.“

„O nein,“ sagte Mr. Linden, indem er sich entfernte.

Er durchschritt mit Faith den Weg nach dem Zimmer so langsam als möglich, um sie durch freundliche Ansprache zu erheitern und anzuregen, denn die Gesellschaft stand jetzt im Begriff, das beliebte Blindekuhspiel zu beginnen. Doctor Harrison war

ihnen nicht unmittelbar gefolgt, trat aber bald durch eine andere Thür in das Gesellschaftszimmer.

„Was soll denn hier losgehen, Mistreß Stoutenburgh?“ flüsterte er dieser Dame zu.

„Ein Blindekuhspiel,“ sagte sie lachend. „Wollen Sie sich vielleicht zuerst die Augen verbinden lassen, Doctor?“

„Ein Blindekuhspiel?“ sagte der Doctor, mit komischem Ausdrucke die Achseln zuckend. „Das ist ein etwas barbarisches Vergnügen, aber Ihnen zu Gefallen bin ich zu Allem bereit. Es ist dies ein Spiel, bei welchem man sieht, wie viel ein Mensch ohne seine fünf Sinne gegen andere Leute ausrichten kann, welche dieselben haben.“

Mit diesen Worten schritt der Doctor galant auf Mistreß Somers zu.

„Ich repräsentire heute Abend die verlorene Hoffnung, Tante Ellen,“ sagte er. „Hat sich schon Jemand erboten, das erste Schlachtopfer zu sein?“

„Du bist von allen Anwesenden der Letzte, der sich dazu erbieten sollte,“ sagte Mistreß Somers, „indessen, Blindheit ist in manchen Fällen sprichwörtlich. Miß Essie wird Dir die Augen verbinden, Julius, und mittlerweile ihre eigenen für Dich gebrauchen. Miß Essie, hier ist ein Candidat!“

„Aber nicht für Miß Essie's gute Dienste,“

sagte der Doctor. „Ich kenne sie. Ich traue ihr nicht. Ich will mich in sichere Hände begeben."

Und mit einer unaussprechlichen Miene von Sorglosigkeit und Unbefangenheit schritt der Doctor über das Zimmer hinüber nach der Stelle, wo Faith und Mr. Linden standen.

„Wenn ich Sie bitte," begann er, „mir die Ehre zu erzeigen, dieses Tuch um meine Augen zu binden, Miß Derrick, so setze ich voraus, daß Sie nicht wissen, was es zu bedeuten hat."

„Nein, Sir," sagte Faith mit kaum bemerkbarem Lächeln.

„Wenn ich Sie bitte, mir die Augen zu verbinden, so bedeutet dies, daß ich auch ohne den Gebrauch derselben mich bemühen werde, Sie zu finden."

„Dann wünschte ich, daß Sie es von Jemand Anders thun ließen, Doctor Harrison."

„Selbst die Unfreundlichkeit Ihrer Weigerung würde mein Bemühen nicht verändern," fuhr er lächelnd fort. „Ich gebe Ihnen blos, wie die Ehre es verlangt, die Gelegenheit, Alles, was Sie können, zu thun, um meinen Erfolg zu vereiteln. Werden Sie es nun thun?"

Er bot ihr das Tuch. Faith erröthete ein wenig; um jedoch seinen Abgeschmacktheiten, wofür sie

seine Worte hielt, ein Ende zu machen, und um den Augen der Versammlung nicht länger zum ausschließlichen Schauspiele zu dienen, fügte sie sich dem an sie gestellten Verlangen. Doctor Harrison kniecte vor ihr nieder, Faith legte ihm das Tuch um die Augen und band es fest, indem sie sich bemühete, ihrer Aufgabe redlich zu genügen. Sie war indessen nicht gewiß, ob ihr dies auch gelungen sei, denn der Doctor hatte ein leises „sachte, sachte!" dazwischen geschoben, als sie den Knoten zuzog, und gleichzeitig seine Hand in die Höhe gehoben, um die Binde ein wenig zu lockern. Faith hatte Nichts dagegen gethan, sondern sich blos vorgenommen, ihm so viel als möglich auszuweichen.

Viele Augen sahen mittlerweile diesem Vorgange mit großer Erbauung zu und betrachteten auch die regungslose Gestalt, welche an Faith's Seite darauf herabblickte. Als aber das Lächeln in diesen Augen auch die Lippen berührte, schien Mistreß Stoutenburgh sich vor Freude und Vergnügen nicht mehr halten zu können. Sie eilte bis in die Mitte des Zimmers dem Doctor entgegen, klatschte in die Hände und rief: „O, Doctor, Doctor, wie können Sie sich von irgend Jemandem die Augen verbinden lassen?"

„Ist vielleicht Verrath im Spiele, Mistreß

Stoutenburgh?" fragte der Doctor mit komischer Geberde.

„Wo denn?" fragte Mistreß Stoutenburgh.

„Ich weiß schon, wo," sagte der Doctor und drehte sich herum, um das Spiel zu beginnen.

Obschon aber Doctor Harrison Beweise von großer Gewandtheit gab, so dauerte doch das Spiel ziemlich lange und Faith konnte nicht umhin, zu zweifeln, daß sie ihre Sache wirklich ganz gut gemacht habe. Es stand außer Zweifel, selbst wenn sie nicht darauf aufmerksam gemacht worden wäre, daß der Doctor sich bemühete, sie zu finden und zu erhaschen. Vergebens raschelte Mistreß Stoutenburgh's rothes und Miß Essie's blaues Kleid an und hinter ihm vorüber. Vergebens stellte sich Mistreß Somers' purpurnes ihm in den Weg. Nur dieses eine schwarzseidene konnte nirgends hingehen, ohne daß einer der Sinne des Doctors ihn davon in Kenntniß setzte. Dicht auf dem Fuße folgte er ihr überallhin und endlich sah sie sich trotz ihrer eigenen Gewandtheit in eine Ecke getrieben, aus welcher kein Entrinnen war. Langsam und seiner Sache gewiß näherte sich der Doctor, streckte die Hände aus und erhaschte — Mr. Linden.

„Verwünscht!" rief der Doctor langsam und in komischem Tone; „wie kommen Sie denn hierher?"

„Sind Sie müde?“ sagte Mr. Linden, indem er die Binde abnahm. „Miß Faith, Sie haben Ihren Auftrag schlecht vollzogen.“

„Wie kommen Sie denn hierher?“ wiederholte der Doctor, indem er ihn am Arme faßte und ein wenig schüttelte. „S i e suchte ich nicht.“

„Wen suchten Sie denn?“ fragte Mr. Linden, indem er den Blick des Doctors lachend erwiderte.

Der Doctor blieb die Antwort schuldig und das Spiel hatte seinen Fortgang, bis die Stunde des Aufbruchs schlug.

Dreizehntes Kapitel.

Es war ziemlich spät, als Jerry und seine kleine Schlittenladung das gastfreie Gehöft des Pfarrers Somers wieder verließen. Die Sterne schienen immer noch hell, und der mittlerweile aufgegangene abnehmende Mond goß seinen hellen Schein über den Schnee und warf lange Schatten von Bäumen und Zäunen über den Weg. Die frische Luft war auch angenehm. Faith fühlte es und wunderte sich, daß Sternenlicht und Schnee und Schellengeläut jetzt so ganz verschieden von dem zu sein schien, was sie vor wenigen Stunden gewesen.

Sie schalt sich im Stillen selbst aus, daß sie durch die hingeworfenen Andeutungen des Doctors in Bezug auf Mr. Linden's europäische Freundin sich so hatte verstimmen lassen, aber dennoch erweckte der Gedanke an die Möglichkeit dessen, was Doc-

tor Harrison gesagt, einen Schmerz in ihr, den sie nicht zu bezwingen vermochte. Sie saß still und regungslos, und hörte mechanisch auf das Schellengeklingel und suchte den Rhythmus desselben festzuhalten.

„Miß Faith," sagte Mr. Linden endlich, als sie beinahe die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, „haben Sie sich vorgenommen, nie wieder mit mir zu sprechen?"

Kaum hörbar flüsterte sie „Ja."

„Wissen Sie, was dieses Schweigen verheißt?" sagte Mr. Linden ebenfalls in gedämpftem Tone, indem er sich zu ihr herabneigte. „Ich weiß es und dennoch wünsche ich, Sie noch ein Mal sprechen zu hören. Wenn es irgend einen Grund giebt, weßhalb ich versuchen sollte, Sie nicht mehr zu lieben als die ganze übrige Welt, so müssen Sie mir es jetzt sagen."

Sie sah ihn rasch, forschend und erstaunt an, und wie gewöhnlich bewog sein Wunsch, sie sprechen zu hören, sie, dies auch zu thun, so schwer es ihr auch werden mußte.

„Thun Sie es, wenn Sie können."

„Ich soll es versuchen?" sagte er in noch leiserem und ernsterem Tone.

„Versuchen?" entgegnete sie, und setzte dann

mit veränderter Stimme und sehr verlegen hinzu: „O nein, Mr. Linden!“

„Es würde mir nicht gelingen,“ war seine ganze Antwort, auch war keine Zeit, noch mehr zu sagen, denn da sie jetzt in die Hauptstraße eingebogen waren, wo auch andere heimwärts fahrende Schlitten dahinflogen, so blieb ihm Nichts weiter übrig als diesen zu folgen, und nach wenigen Minuten waren sie zu Hause.

Mr. Skip ruhete wahrscheinlich in unbekannten Gegenden, denn auf seinem Posten war keine Spur von ihm zu sehen, und als Faith schweigend aus dem Schlitten gehoben und in die Hausthür geführt worden, mußte Mr. Linden zu dem Pferde zurückkehren.

Noch ganz verlegen und zitternd trat Faith in's Zimmer. Es war warm und hell, denn Mistreß Derrick hatte es erst kürzlich verlassen, und nachdem sie mechanisch Hut und Mantel abgenommen, setzte sie sich in den Lehnstuhl und legte ihren Kopf auf die Armlehne desselben. Sie fürchtete, mit einem seltsamen Gefühl, welches sich selbst widersprach, Mr. Linden hereinkommen zu hören, und wäre eigentlich lieber aufgesprungen und fortgelaufen, aber eben dieser Widerspruch reichte hin, sie festzuhalten.

Sie saß still und ihr Athem ging rasch und kurz. Die laute Stimme der Wanduhr in der Nähe,

die Zwölf schlug, war ihr nicht halb so deutlich als der leichte Schritt in der Hausflur, der jetzt so rasch und leicht sich näherte.

„Ueber welches Rechenexempel sinnen Sie jetzt nach, Kind?“ sagte Mr. Linden, indem er seine beiden Hände auf die ihrigen legte. „Zum Studiren ist es heute Abend zu spät. Sie müssen warten bis Morgen, und meine Hilfe haben.“

Sie stand bei diesen Worten auf; wie gern sie auch ihr Gesicht verborgen haben würde, welches durch ihr Aufstehen sichtbar gemacht ward, aber dennoch stand sie mit einem gewissen Grade von Unbefangenheit vor ihm, rosig, ernst und schüchtern, und mit niedergeschlagenen Augenlidern, die nicht im Stande waren, sich zu heben, um zu zeigen, was darunter war — eine bewundernswürdige Combination des kindlichen Charakters mit der Natur des Weibes. — Mr. Linden sah sie eine Minute lang an, fuhr sich mit der Hand sanft über die schöne Stirn und zog sie dann fester an sich.

„Ich glaube, ich kann jetzt Mr. Stoutenburgh's Privilegium in Anspruch nehmen,“ sagte er. Aber er nahm sich ein noch größeres als dieses. Und dann, mit der einen Hand noch festgehalten, ward Faith wieder in den Lehnstuhl hinabgedrängt und an das

Feuer gerückt, um „warm zu werden," und Mr. Linden nahm neben ihr Platz.

Glaubte er wirklich, daß sie des Wärmens bedürfe, da sie doch rosig war bis in die Fingerspitzen? Wie eine Blume, deren Krone schwer vom Thau ist, neigte Faith ihr schönes Haupt. Wohin hatte der Strudel dieses Abends sie gerissen? Faith wußte es nicht.

„Faith," sagte Mr. Linden, halb lächelnd, halb ernst, „was hat Sie diesen ganzen Abend so ernst gemacht? Warum scheuen Sie sich so vor mir?"

Die rasche Antwort des Auges verweilte keine Minute, das Erröthen dagegen war dauernder.

„Verlangen Sie nicht, dies von mir zu wissen," sagte sie in sanft bittendem Tone.

„Faith," entgegnete er, „was meinen Sie damit, daß Sie auf diese Weise mit mir sprechen? Haben Sie mir nicht erlaubt, von Ihnen zu denken, was mir beliebt? Sie verdienen abermals ein halbstündiges Schweigen als Strafe."

„Diese Strafe wäre nicht so sehr hart," entgegnete sie.

„Ich glaube, ich muß Sie nun zur Ruhe gehen lassen," sagte er. „Je eher ich dies thue, desto eher kann ich ja hoffen, Sie wiederzusehen. Wollen Sie zu diesem Zwecke möglichst fleißig schlafen?"

„Ich weiß es nicht,“ sagte sie sanft, indem sie gleichzeitig sich erhob, um ihre Hüllen, die umhergestreu't lagen, aufzuraffen.

Als Faith auf ihr Zimmer kam und, wie gewöhnlich, die Last ihres Herzens — mochte diese eine freudige oder eine sorgenvolle sein — im Gebet ausgeschüttet hatte, fühlte sie sich wunderbar erleichtert, und Geist und Körper schliefen wie der Schlaf einem Kinde kommt, oder wie in jedem Lebensalter Die schlafen, deren Herzen keine Last tragen, die Gottes Hand für sie tragen kann, und die sich damit begnügen, das, was ihnen das Theuerste ist, derselben Hand zu überlassen.

Die Sonne des 26. Dezember war daher schon aufgegangen und die Uhr schlug eben Acht, als Faith aus ihrem Schlafe erwachte.

Sie eilte sogleich hinunter in Milchhaus und Küche, denn sie wünschte diesen Morgen vollauf Beschäftigung für ihre Hände. Ihre Arbeit in der Küche war aber bereits verrichtet. Das Frühstück wartete blos und ihre Mutter sprach mit dem Fleischer. Faith blieb stehen, bis er fort war, und warf sich dann in die Arme ihrer Mutter.

„Mutter, warum hast Du mich nicht gerufen?“

„Warum sollte ich das, liebes Kind?“ lautete die Antwort. „Ich bin wohl ein halbes Dutzend

Mal oben gewesen, um nach Dir zu sehen, Faith, und mich zu überzeugen, daß Du nicht krank wärest, Faith; aber Mr. Linden sagte, seinetwegen brauche mit dem Frühstück nicht geeilt zu werden, und meinetwegen war dies natürlich auch nicht nöthig. Nun aber geh' und rufe ihn. Er war erst noch vor einer Minute hier; es kamen aber einige von seinen Schülern, die ihn zu sprechen wünschten."

Faith ging, obschon sie durchaus nicht in der geeigneten Stimmung war, um sich vor den Knaben sehen zu lassen, denn es wäre ihr am liebsten gewesen, wenn sie heute vor gar Niemandem zu erscheinen gebraucht hätte. Die sich schließende Hausthür verkündete ihr jedoch, daß wenigstens eine Gefahr vorüber war, und indem sie sich zwang, der andern zu trotzen, ging sie in das Wohnzimmer, gerade als Mr. Linden von der Hausflur aus wieder eintrat.

Sehr schüchtern ging sie ihm einige Schritte entgegen und blieb stehen, mit rosigen Wangen, aber mit Augen, die nicht aufzublicken wagten. „Von welcher Farbe sind denn Ihre Wangen unter allen diesen Rosen?" sagte Mr. Linden lächelnd zu ihr. „Meine liebe Faith, waren Sie gestern Abend sehr ermüdet?"

„Nein," sagte sie mit stammelnden Lippen, „aber das Frühstück ist endlich fertig. Wenn Sie immer

hineingehen wollen, ich werde sogleich nachkommen, Mr. Linden."

Er ließ sie gehen und begab sich, wie sie wünschte, zum Frühstücke, wo er Mistreß Derrick's Aufmerksamkeit durch eine muntere und ausführliche Schilderung der Personen, Costüms, Spiele rc. bei der letzten Weihnachtsgesellschaft am vorigen Abende ausreichend beschäftigte, sowohl vorher als nachdem Faith sich ebenfalls am Frühstücktische eingefunden hatte.

Wie wenig alles Dies ihn eigentlich selbst interessirte, konnte nur eine Person an diesem Tische errathen. Sie aber wußte es und fühlte sich glücklich, unter dem Schirme, den er auf diese Weise für sie ausbreitete, ruhen zu können. Erst nachdem das Frühstück vorüber war, richtete Mr. Linden das Wort an sie, indem er sie fragte, wie bald sie zur Fortsetzung ihrer Studien bereit sein würde.

„Sehr bald," antwortete Faith zögernd, und als Mr. Linden das Zimmer verließ, fragte sie: „Was wirst Du heute beginnen, Mutter?"

„Nichts Anderes als was ich gewöhnlich beginne," sagte Mistreß Derrick. „Ich muß zwei oder drei Kranke besuchen, und dann möchte ich bei einigen Gesunden dasselbe thun. Es ist gut, daß Du wieder zu Hause bist, liebes Kind."

Und sie küßte Faith, die ihr Gesicht an ihrem Herzen barg. Beide schienen von Gefühlen bewegt zu werden, die sie nicht auszusprechen wagten.

Als Mistreß Derrick fort war, machte Faith die Runde durch Küche und Milchhaus, traf die zur Bereitung des Diners nöthigen Anordnungen und trat dann mit dem kleinen grünen Buche in der Hand in das Wohnzimmer.

Mr. Linden hieß sie freundlich lächelnd willkommen, ließ sie Platz nehmen, und die Lectionen hatten ihren sorgfältig geleiteten Fortgang.

Was Faith betraf, so zitterte ihre Hand anfangs sehr, eben so wie ihre Stimme, dennoch aber war der Sonnenschein in ihrem Innern leicht zu sehen und offenbarte sich zuweilen in hell leuchtenden Blitzen. Uebrigens aber arbeitete sie wie eine gelehrige Schülerin und wie sie stets gethan.

Die Gedanken ihres Lehrers hatten sich, wie es schien, nicht blos auf die Arbeit, sondern auch vielleicht auf sie beschränkt; denn als Alles, was vor dem Diner geschehen konnte, besorgt war, hielt er eine jener plötzlichen Reden, in denen er sich zuweilen zu gefallen schien.

„Faith," sagte er, „ich wünschte, Sie forderten mich auf, ein halbes Dutzend beinahe unmögliche Dinge für Sie zu thun."

„Was könnten die nützen, Mr. Linden?"

„Ich würde das Vergnügen haben, sie zu thun."

„Ich glaube," sagte Faith, „das Einzige, was Ihnen zu thun unmöglich ist, wäre etwas Unrechtes."

„Das Einzige, was Sie jemals von mir verlangten, war unmöglich," sagte er lächelnd, aber so als ob die Erinnerung ihn gleichwohl schmerzlich berührte. „Kind, wie konnten Sie das thun? Es brach mir fast das Herz, Ihnen so entgegen sein zu müssen, wissen Sie das? Ich wünsche eben, daß die beinahe unmöglichen Dinge mich es vergessen machen."

Ihre Lippen bebten und ihre Selbstbeherrschung verließ sie fast gänzlich. Sie war aufgestanden, um Etwas zu holen, und als er sprach, trat sie schnell hinter ihn, so daß er ihr nicht in das Gesicht sehen konnte, und legte ihre Hand auf seine Schulter. Sie lag hier so leicht wie eine Feder, aber es war dies Faith's stumme Art und Weise, Vieles zu sagen, was ihre Stimme nicht sagen konnte.

„Beruhigen Sie sich, liebes Kind," sagte er. „Ich bin die letzte Person auf der Welt, vor welcher Sie sich zu fürchten brauchen. Aber Sie dürfen es nicht als Ihr Vorrecht beanspruchen, sich vor und hinter mir in Gefahr begeben zu wollen, denn dies heißt die natürliche Ordnung der Dinge umkehren.

Faith, ich stehe im Begriff, etwas beinahe Unmögliches von Ihnen zu verlangen."

„Was ist es denn?" fragte sie, heimlich erfreut, denn seine Wünsche konnte sie nicht fürchten.

„Werden Sie versuchen, es zu thun?"

„Ja, sicherlich."

„Es besteht blos darin, daß Sie vergessen, daß Mr. Linden ein Theil meines Namens ist," sagte er lächelnd.

Die dunkle Röthe stieg ihr bis in die Stirn empor, so daß sie einen Augenblick lang die Hand davor hielt, um es zu verbergen.

„Wie soll ich Sie denn nennen?" fragte sie, mühsam athmend.

„Wie Sie wollen," antwortete er heiter. „Ich habe nicht ganz so viel Namen wie ein königlicher Prinz, aber immer noch genug, um eine Auswahl zu gestatten. Sie können trennen, combiniren oder erfinden, ganz wie es Ihnen beliebt."

In diesem Augenblicke ward zum Diner gerufen, und einen Theil der Stunden, welche darauf folgten, war Mr. Linden genöthigt, außerhalb des Hauses zuzubringen. Er versprach aber, zum Thee, oder womöglich noch eher, wieder dazusein, und verließ Faith auf diese Weise in der ruhigen Gesellschaft ihrer Mutter und ihrer Lectionen, wenn sie sich dazu

aufgelegt fühlte. Faith vernachlässigte aber ihre Bücher, setzte sich neben ihre Mutter und schmiegte sich an sie, wie sie am Morgen gethan. Sie schwieg, aber ihr Schweigen ward bald unterbrochen.

„Wie lange glaubst Du, daß ich warten kann, liebes Kind?“ fragte Mistreß Derrick in dem sanftesten, zärtlichsten Tone, der ihr zu Gebote stand.

„Mutter,“ sagte Faith zusammenfahrend, „worauf?“

„Das kannst Du mir wohl sagen.“

„Weißt Du, Mutter?“ sagte Faith in leisem, verändertem Tone, indem sie ihre Mutter noch fester umschlang. Diese aber wiederholte blos:

„Was denn, Kind?“

„Was Mr. Linden zu mir gesagt hat?“ flüsterte sie.

„Ich wußte, daß er —“, aber hier brachen die Worte ab und Mistreß Derrick versank in Schweigen.

Nach einer Weile hob Faith ihr dunkelerglühendes Gesicht empor.

„Mutter!“ rief sie, „warum sprichst Du nicht mit mir?“

Es war nicht sehr leicht, zu sprechen, das konnte Faith sehen, aber Mistreß Derrick hatte ihre Stimme genug in der Gewalt, um eine gewisse Antwort zu geben.

„Er hat meine Erlaubniß, Kind, wenigstens hat er mit mir von Dir in einer Weise gesprochen, daß ich „Nein“ gesagt haben würde, wenn ich nicht damit einverstanden gewesen wäre, und er wußte das. Glaubst Du, ich würde ihn so lange haben hierbleiben lassen, wenn ich nicht damit einverstanden gewesen wäre? Ich freue mich eben so sehr wie Du, mein Kind, oder wie er, mehr kann ich nicht sagen. Ich freue mich, daß Du so glücklich bist, daß ich Dich einmal in solchen Händen lassen kann. Ich weiß nicht, ob ich mich freuen würde, wenn ich glauben müßte, er würde Dich von mir hinwegnehmen, aber ich weiß, daß er das niemals thun wird, ich schließe es aus einigen Worten, die er einmal sagte. Ach, es war ja schon längst vorauszusehen, daß es so kommen mußte, und ich glaube, ich liebe ihn fast eben so aufrichtig wie Du. Und nun, mein Kind,“ setzte sie, indem sie Faith sanft die Wange streichelte, hinzu, „erzähle mir, was er sagte — ich meine nicht jedes Wort, wohl aber Alles, was Du erzählen willst.“

Aber Faith war dies nicht im Stande. Sie vermochte nur mit großer Mühe ihrer Mutter einen sehr skizzenhaften Umriß von dem zu geben, was sie wissen wollte. Wenige Worte reichten hin, Alles zu sagen, was sie zu sagen hatte. Ihre Mutter war

zufriedengestellt, sie freuete sich, Faith diese wenigen Worte sprechen zu hören und sie dabei zu beobachten, während sie selbst alles Fehlende ergänzte.

Als Faith fertig war, widmete sie ihre Aufmerksamkeit dem Haar und der Stirn ihrer Mutter, und begann es mit liebkosender Hand glatt zu streichen. Dann rückte sie ihr die Haube gerade, küßte sie wiederholt, setzte sich auf einen Schemmel neben sie, legte eins ihrer Bücher auf den Schooß ihrer Mutter und fing an zu lesen, indem sie jedoch zugleich bemerkte, daß Mistreß Derrick so viel sprechen könne als sie wolle, und daß sie auch antworten würde.

Mistreß Derrick aber hatte entweder keine Lust zum Sprechen, oder sie wollte nicht stören, denn sie betrachtete schweigend ihre Tochter und lächelte auf sie herab, und streichelte ihr das Haar und sagte sehr wenig.

Gegen Abend, als Faith ihre Lectüre beim Scheine des Feuers beendete, trat Mr. Linden wieder ein. Sie sah nicht den Blick, der zwischen ihrer Mutter und ihm gewechselt ward, sie wußte blos, daß sie einander schweigend eine Minute lang die Hände reichten, dann legte sich eine der Hände auf ihre Stirn.

„Nun, kleine Schülerin, wollen Sie nicht ein wenig die freie Luft versuchen?“

Sie sagte „Ja,“ und ohne die Augen aufzuheben, eilte sie fort, um sich fertig zu machen. Ehe eine Minute verging, war sie draußen in der kühlen Frische des Dezemberzwielichts.

Ende des dritten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.